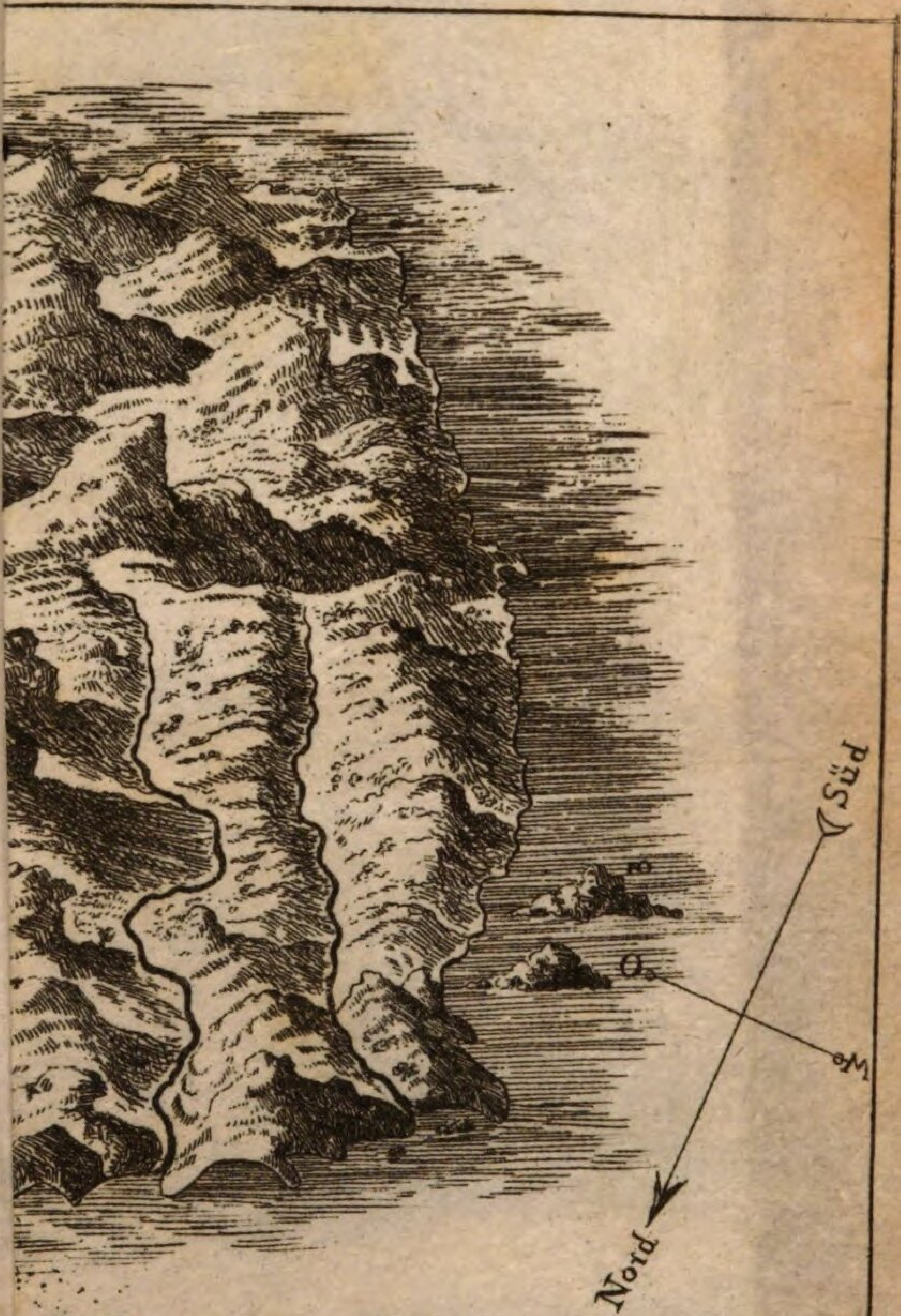
Gall. rev.
0. m

Gall. rev. 8m

abauschauer

u f 6 –



St. Helena.

6, Landhaus des Gouverneurs.

7, Leiterberg.

8, Fruchtgärten.

10, Klippen.

Des neuen Robinson's von St. Helena letzte Abentheuer zu Land und zu Wasser.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit un-
diplomatischen Noten durchschossen,

nebst dem

Grundriß und der Ansicht von St. Helena.

1816.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Napoleon Bonaparte, wenn gleich Englands Gefangner, bleibt noch immer ein Gegenstand der lebendigsten öffentlichen Neugier. Lange wird man dieses berüchtigten Menschen gedenken; und seine Ver-

bannung auf die Insel St. Helena wird nicht hindern, daß Europa noch lange seine Blicke auf ihn richte. (Europa wird die Blicke auf Bonapartens zurückgebliebenen Anhang und auf das Heil treuer Völker wenden. Dem, was man zum Fenster hinaus geworfen, daß es einem nicht länger Aergerniß gebe, wird man nicht immer nachsehen. Europa hat mehr zu thun, als einige aufgeblasene verstockte Franzosen.) Wir glaubten, die Welt würde die Darstellung seiner letzten Tage in Frankreich und auf dem Bellerophon, ehe er nach seinem letzten Zufluchtsort abging, mit Theilnahme aufnehmen, und die allgemeine Neugier verlange einigen Unterricht über die In-

sel St. Helena, wo er jetzt hingebracht wird. Oft werden seine Freunde bedauernde Blicke nach dieser fernen Insel wenden, — (Mögten sie ihnen doch immer nach dieser Richtung stehen bleiben, damit man sie gleich kennen könnte!) und oft werden seine Feinde, (die Feinde alles Bösen), deren Anzahl unstreitig (besser gesagt, natürlich, Gott sey Dank) die größte ist, diese Insel mit einer Unruhe betrachten, welche die Kühnheit dieses Mannes veranlassen darf. (Die Unruhe wird so groß nicht seyn, seit man sich wieder bewußt geworden, welches Loch eine ehrliche deutsche Faust einer solchen französischen Kühnheit im Vorausproklamiren, und Nachherkomplimenti-

ren in die Trommel stoßen kann. Je öfter man mit dem Satan rauft, je kahler wird seine Perücke, und zieht man ihm die Federn aus, so könnte wohl auch der Pariser Herausgeber dieses Büchleins darauf reduzirt werden, die Seinige einzubüßen, er schmeckt ein klein wenig nach der Herberge.)

Wir haben, was wir über die Insel St. Helena sagen, aus den besten Quellen geschöpft. (Das läßt sich halten.) Wir hoffen, daß die Art unsrer Darstellung den Lesern gefallen wird. (Nicht anders möglich, bei einem Mitgliede eines so unumgänglich nothwendig liebenswürdigen Volkes.)

Die Karte der Insel St Helena ist nach einer genauen Zeichnung gestochen

und um so mehr zu empfehlen, da die Engländer noch keine vollständige Karte von dieser Insel herausgegeben haben.

Wir haben diese kleine Schrift des Parisers übersetzt, weil sie uns an der Zeit schien, und sie mit deutschen Noten im Texte zu unsrer Leser Belustigung versehen, so wie unsre Gesinnung sie uns unter der Arbeit aus der Feder trieb. Da die meisten besten Quellen des Franzosen etwas alt sind, so haben wir Lichtensteins interessante Nachrichten von St. Helena und andere in den Beifügungen benutzt. Wir legen eine Ansicht der Insel und der Hauptstadt James-town (Jakobsstadt) bei, welche 1807 aufge-

nommen worden, und machen das Publikum auf das Büchlein: Das Mayfeld von St. Helena u. s. w. (in dem nämlichen Verlage erschienen,) aufmerksam.

Nachrichten

über den Aufenthalt Napoleons zu Paris nach seiner Niederlage bei Belle Alliance; seine Thronentsagung; seine Abreise nach Rochefort, und seine Einschiffung nach England und St. Helena.

Nach der Schlacht von Belle Alliançe, geschlagen den 18. Juni, wo er den Kern seiner Soldaten verlor, eilte Napoleon, statt seine zerstreute Armee zu sammeln, mit Post nach Paris zurück, wo er den 21. Juni ankam.

An demselben Tage schon entschlossen sich die Kammern der Repräsentanten und der Pairs, ihn zur Entsagung der Gewalt, der er sich am 20. März bemeistert hatte, zu zwingen *).

---

*). Da gieng es an ein Jammern
In allen beiden Kammern,
Sie stiegen auf die Bänke
Und zankten allerlei,
Und über dem Gezänke
Kam Blücher auch herbei. u. s. w.

Siehe das Berliner Volkslied: Der Corporal.

Am folgenden Tage erschien der General-Lieutnant Solignak vor ihm, um ihn zu diesem Schritte zu bestimmen, zu welchem sein und Frankreichs Vortheil ihn dringendst aufforderten. Nach langem Bedenken entschied er sich endlich, den beiden Kammern folgende Entsagungs-Akte zu übersenden.

„Franzosen!

„Den Krieg zur Erhaltung der nationalen Unabhängigkeit (!) beginnend, zählte ich auf den Verein aller Anstrengungen, alles Willens und auf die Unterstützung aller Staatsgewalten. Ich hatte Gründe den Erfolg zu hoffen, und so hatte ich den Erklärungen aller Mächte Trotz geboten. Die Umstände scheinen (?) sich verändert zu haben; ich reiche mich dem Hasse der Feinde Frankreichs zum Opfer dar: mögten sie ihren Erklärungen getreu seyn können, und es nur gegen meine Person gemeint haben wollen! Mein politisches Leben hat geendet, und ich rufe meinen Sohn aus zum Kaiser der Franzo-

sen, unter dem Namen Napoleon II. Das bestehende Ministerium wird provisorisch den regierenden Staatsrath bilden; ich fordere die Kammern auf, ohne Säumniß durch ein Gesetz eine Regierung zu gestalten. Vereiniget euch, um ein unabhängiges Volk zu bleiben." (Das hieß so viel, als ich habe euch das Bad mit sammt dem Kinde über den Kopf ausgeschüttet, vereinet euch ihr Schelmen und ehrlichen Leute, und macht euch viele Geschäfte, damit ihr nicht sehet, was ich alles einzupacken habe!)

Napoleons Wunsch gieng nicht ganz in Erfüllung: die Kammern erhielten seine Entsagungs-Akte; aber in Hinsicht auf Napoleon II. giengen sie zur Tagesordnung (damals Tagesunordnung) über und ohne eine regierende Rathsversammlung zu ernennen, bildeten sie einen provisorischen Regierungsausschuß von fünf Personen aus ihrer Mitte: zu dessen Vorsitz der Herzog von Otranto (Fouché!) von seinen Amtsgenossen ernannt wurde. In der folgenden Nacht reiste Herr Otto nach London ab, um von dem Prinz

Regenten die Erlaubniß für Napoleon, sich nach England zurück ziehen zu dürfen, zu erwirken.

Die Antwort der brittischen Regierung erwartend, begab sich Napoleon, den die beiden Kammern unter den Schutz der Nation gestellt hatten, nach dem Schlosse von Malmaison. Während seinem kurzen Aufenthalt an diesem Orte, der die schmerzhaftesten Erinnerungen an ihm vorüberführen mußte, brachte man das Gerücht in Umlauf, bald, daß er sich in Havre, bald daß er sich in Cherbourg einschiffen werde, bald daß er sich nach Dieppe begeben werde. Ohne Zweifel war es sein Entschluß, sich nach den vereinigten Staaten von Amerika zurückzuziehen, und nur, um das englische Ministerium über sein Vorhaben irre zu machen, (die Irrungen werden nicht mehr aufgeführt.) hatte er Herrn Otto mit obiger Sendung beauftragt.

Endlich nach einem Harren oder unentschiedenen Zaudern von mehreren Tagen, welches der Erfolg ihm verderblich werden ließ,

verließ er Malmaison am Abend des 29. Juni, um sich nach Rochefort unter dem Geleit des Generals Becker, den die provisorische Regierung mit der Aufsicht über ihn bis zu seiner Einschiffung beauftragt hatte. Sein Gefolge bestand aus etwa vierzig Personen. Unter diesen befanden sich der General Savary, Herzog von Rovigo, ehemaliger General-Polizei-Minister; der General Bertrand, der ihm nach der Insel Elba gefolgt war; der General Lallemand; die Herrn Montholon, Gourgau, de las Casas u. s. w.

Vor seiner Abreise hat Napoleon an die Braven (Bravi heißen in Italien die Banditen) der Armee unter den Mauern von Paris folgende Anrede erlassen.

„Soldaten!

„Gehorchend der Nothwendigkeit, welche mich von der braven französischen Armee entfernt, nehme ich die beglückende Gewißheit mit mir, daß sie durch außerordentliche Hülfe, welche das Vaterland von ihr erwartet,

die Lobpreißungen, welche unsre Feinde selbst ihr nicht versagen konnten, rechtfertigen werde.

„Soldaten! ich werde, wenn gleich abwesend, eure Schritte begleiten. Ich kenne alle Theile des Heers, und nicht einer von ihnen wird einen ausgezeichneten Vortheil über den Feind erringen, daß ich ihm nicht die Tapferkeit, die er zeigte, in Rechnung bringen sollte. Man hat uns verläumdet, euch und mich. Menschen, wenig geeignet, unsre Anstrengungen zu würdigen, haben in den Beweisen von Anhänglichkeit, die ihr mir gegeben habt, nur einen Eifer sehen wollen, dessen Gegenstand ich allein sey. Mögen eure künftigen Erfolge sie belehren, daß es vor allem das Vaterland war, dem ihr dientet, indem ihr mir gehorchtet, und daß, wenn ich einigen Theil an eurer Liebe gehabt habe, ich ihn allein meiner heißen Liebe für Frankreich, unsre gemeinschaftliche Mutter, verdanke.“ (Wäre es möglich, daß er die Wahrheit spräche, so wäre es mit der gemeinschaftlichen Mutter, vielleicht

des Teufels Großmutter, und dem lieben Vaterlande, eine sehr üble Sippschaft.)

Auf eine solche Art glaubte der Exkaiser, selbst nach seiner Entsagung, und drei Tage vor seiner Abreise, die ihn zu einer ewigen Verbannung führen sollte, noch seinen Einfluß auf ein braves Heer geltend machen zu müssen, dessen Hälfte, durch seine Unvernunft, die Ebenen von Belgien mit seinem Blute getränkt hatte; auf eine solche Art empfahl er ihm ein Vaterland, das er selbst in einen Abgrund von Drangsalen gestürzt hatte, gegen die Heere von ganz Europa zu vertheidigen. (Nein, er empfahl ihnen nur die Meuterei der nicht Bourbonischen Freikorps, die Unsinnigkeit Barbanegres, die Zweideutigkeit Davousts, die Unverschämtheit Vandammes, die Verbindung von Kriecherei und Uebermuth, flaue Drohungen, Appelliren an Großmuth, und Straßenjungen-Revoluzionen, und alles, worauf Madame Hortense bei Lausanne, nach den Schweizer-Zeitungen, mit so frecher Zuversicht hofft.

Die provisorische Regierung hatte zwei Fregatten zu Rochefort ausrüsten lassen, um ihn mit seinem ganzen Gefolge nach den ver-

einigten Staaten zu bringen. Am 3. Juli kam er zu Rochefort an, und trat in dem Hause der Präfectur ab. Gleich nach seiner Ankunft schiffte man eine große Menge von Verschlägen mit Gold und Silber auf den beiden Fregatten ein. (Bedenkt ihr lieben deutschen Kinder, da waren viele eurer schönen Sparbüchsen mit bei, mancher werthe Denkpfennig edler Vorzeit und häußlicher Gegenwart, mög' es Gott im Himmel erbarmen!)

Da die Linie von englischen Kreuzern, welche sich von Bordeaux bis Quiberon erstreckte, die Schiffsbahn nach der offnen See schloß, zauderte Napoleon lange, sich einzuschiffen. Endlich entschloß er sich am 8. Juli um 4 Uhr Nachmittags dazu, in Fouras, einem kleinen Dorfe auf der Küste zwischen Rochefort und Larochelle; von da setzte er zur Insel Aix über, wo er die Festungswerke begieng, und die Besatzung musterte. (Wer kann leugnen, daß er ein sehr musterhafter Mann sei.) Dann bestieg er eine Fregatte, die an dieser Insel vor Anker lag, immer in der

Erwartung einer günstigen Gelegenheit, den Engländern zu entwischen. Den folgenden Morgen, am 9. Juli, kam der Seepräfekt, Baron von Bonnefoux, an Bord der Fregatte. Nachdem er Bonaparten begrüßt hatte, schloß er sich mit dem Commandanten des Schiffs und dem General Becker ein. Man beobachtete, daß er beim Weggehen keinen Abschied von dem Exkaiser nahm. Nach der Abreise des Präfekts begaben sich der General Bertrand und Hr. de las Casas an Bord des englischen Admiralschiffes, wo sie mehrere Stunden verweilten. Sie waren von Napoleon beauftragt, mit dem Capitain Maitland eine Uebereinkunft wegen der Bedingungen zu treffen, unter welchen er sich der Gewalt Englands übergeben wollte. Während mehreren Tagen, die Napoleon hier vor Anker zubrachte, verließ er selten ein Perspectiv, das er auf die unseeligen englischen Kreuzer gerichtet hatte. (Ich meine, ich sähe ihn.) Dreimahl ließ er sich auf ein Boot aussetzen, um nach Rochefort zurückzukehren; aber immer

bemerkte er, daß er von der Landseite nicht weniger strenge bewacht wurde. (Da hatten die Herrn in Paris schon eine Achsel frei und schienen nicht mehr auf beiden zu tragen, die andre deckte der Mantel nach dem Winde.) Da er sich endlich zu einem Mittel entschließen mußte, zog er vor, sich den Engländern zu ergeben. Ehe er die Rhede von Rochefort verließ, schrieb er folgenden Brief an den Prinz Regenten von England.

„Königliche Hoheit!

„Preisgegeben den Factionen, welche mein Land zerreißen, und dem Hasse der größten europäischen Mächte, habe ich meine politische Laufbahn geschlossen, und komme wie Themistokles, mich an dem gastfreundlichen Heerde des brittischen Volkes niederzulassen. Ich begebe mich unter den Schutz seiner Gesetze, um diesen ersuche ich Eure Königliche Hoheit als den mächtigsten, standhaftesten und großmüthigsten, meiner Feinde!" (Ist ein solcher Brief ihm Ernst, fühlt er sich so, dann ist er ein sehr holder Schwärmer und edler verkannter Mann; ist es nur manière

de parler, dann ist es schlechte Comödie, und zu wohlfeil erkauft, um da Nasen zu drehen, wo die Brillen theuer erkauft sind. Es wäre eine naive Unschuld des Bösen, wenn er wirklich glauben sollte, dergleichen würde man eingehen.)

Hätte Napoleon die Geschichte des Themistokles besser gekannt, so würde er sich besonnen haben, seine Lage mit der dieses ruhmwürdigen Atheniensers zu vergleichen: denn weder die Persönlichkeit noch die Geschichte beider vertragen eine Vergleichung. Was für eine Berührung hat der Heerführer einer Republick und der Exkaiser der Franzosen? Warum hat er nicht gar den Hannibal angeführt? Die Vergleichung, ohne eben mehr werth zu seyn, hätte wenigstens das doppelte Zusammentreffen der glänzendsten Siege, und der Niederlagen, die ihnen folgten, dargeboten. (Der Mann bedenkt nicht, daß Blücher ihm seine Reisebibliothek in Unordnung gebracht hat, es scheint auch seine eigne dabei in Verwirrung gerathen zu seyn.)

Von den Ereignissen in Rochefort wußte man wenig in Paris, wo die beunruhigend-

sten Gerüchte von den Anhängern Bonapartes in Umlauf gebracht waren. Ihre Aufschneiderei und Frechheit war so groß, daß sie jedem, der sie anhören wollte, versicherten, Bonaparte habe sich an die Spitze der Loire Armee gestellt, um nach Paris zurückzukommen. (Die Zeitungen sagen, 1200 Garden dieser Armee hätten ihn zu Rochefort abholen wollen, aber seien zu spät gekommen. Aber wer sollte so etwas von einer so wohlgesinnten Armee denken, jetzt, da alles für den König brennt.)

Mit großem Vergnügen (das den armen König mit vive le Roi einladet, auf vive l'Empereur!) las daher der größte Theil der Einwohner dieser Hauptstadt in den öffentlichen Blättern des 15. Juli folgenden Brief des Seepräfects Bonnefoux von Rochefort an den Minister Staatssecretair der Marine.

„Um die Befehle Euer Exzellenz zu erfül„len, habe ich mich mit Herrn Baron Ri„chard, Präfect der unteren Charente, in „meinem Boote eingeschifft. Die Uferberich„te vom 14ten hatte ich noch nicht erhalten. „Es ward mir von dem Schiffskapitain Phi-

„libert, Befehlshaber der Fregatte l'Amphi-
„tride angezeigt, daß Bonaparte sich auf der
„Brigg l'Epervier, die als Parlementair aus-
„gerüstet war, sich eingeschifft habe, entschlos-
„sen, sich dem englischen Kreuzer zu ergeben.

„Wirklich sahen wir ihn beim Anbruch
„des Tages manövriren, um sich dem engli-
„schen Schiffe Bellerophon zu nähern, das der
„Capitain Maitland commandirte, der, als
„er sah, daß Bonaparte seinen Lauf zu ihm
„richtete, die weiße Flagge aufzog.

„Bonaparte ist mit seinem Gefolge an
„Bord des englischen Schiffs aufgenommen
„worden. Der Offizier, den ich mit der Be-
„obachtung beauftragte, hat mir diese wichti-
„ge Nachricht gegeben, die der General Becker
„der kurze Zeit nachher ankam, mir bestät-
„tigte."

Einige Tage nach dem Eintreffen dieses
Berichts, erfuhr man, durch die Londner Zei-
tungen, Bonaparte habe geglaubt, sobald er
auf dem Bellerophon erscheine, werde man
ihm alle Ehrenbezeugungen des Ranges er-

weisen, von welchem er sich selbst gestürzt hat: daß aber der Capitain ihn allein in eine Officierskammer habe gehen lassen, und zwei Wachen vor seine Thür gestellt habe; daß man gleich hierauf zu ihm gegangen sey, und ihn in Thränen habe zerfließen sehen. (Warum nicht gar, daß das Meer davon bitter geworden sey!) Weiter, daß das Schiff, welches ihn führe, auf der Küste von England angekommen sey.

Trotz so wohlgegründeter Nachrichten, waren die Bonapartisten eigensinnig genug, seine Einschiffung auf einem englischen Schiffe nicht glauben zu wollen, und fuhren fort das Gerücht, er sey bei der Loire-Armee, zu verbreiten. Sie wurden bald durch den Bericht des Fregatten-Capitains Rigny zum Schweigen gebracht, welchen er von seiner Sendung nach Rochefort an den Minister der Marine und Colonien ergehen ließ. Wir theilen dies Aktenstück unverändert mit, weil es durchaus historisch begründet ist.

„Als ich den 18 Juni Morgens in diesem Hafen (Rochefort) ankam, erfuhr ich, daß Napoleon Bonaparte nach England abgereist sey und zwar auf dem Schiffe seiner Brittischen Majestät, Bellerophon, Capitain Maitland, den 16. Juli, um halb zwei Uhr nach Mittag. Beauftragt, über dieses Ereigniß mit dem Admiral Hotham, Commandanten der Englischen Station offiziel zu verhandeln, eilte ich, ihm zu schreiben, indem ich ihm zugleich Depeschen von Hrn. Croker, Secretair der englischen Admiralität, deren Ueberbringer ich war, übermachte. Diese Briefe wurden dem Hrn. Admiral durch den Schiffslieutenant Hrn. Fleuriau übermacht, welchen Euer Exzellenz mir zuzugesellen beliebt hatten. Aus den verschiedenen Mittheilungen, welche der englische Hr. Admiral und der Hr. Seepräfect mir machten, geht hervor, daß Napoleon von seiner Ankunft am 3ten bis zum 8ten Juli an sich in der Seepräfectur aufhielt. Aufgefordert von dem General Becker, der beauftragt war, ihn bis an Bord zu geleiten, und von dem Seeprä-

fecten Hrn. Baron Bonnefoux, von den Vortheilen des Windes und der Fluth Gebrauch zu machen, entschloß er sich endlich in den Booten, welche ihn bei jeder Fluth erwarteten, einzuschiffen, und gelangte so an Bord der Saale, auf welche Fregatte und auf die Fregatte Meduse, er sein Gefolge vertheilen ließ. Am folgendem Tage, den 9ten, landete er auf der Insel Aix und untersuchte ihre Festungswerke. Am 10ten war der Wind günstig, in See zu gehen; aber der englische Kreutzer und das Mondlicht ließ den Fregatten wenig Hoffnung, glücklich zu entwischen.

Vom 10ten zum 11ten schickte Napoleon die Herren Generale Savary, und Las Casas als Parlementairs an Bord des englischen Schiffs Bellerophon. Beide kehrten am 11ten zurück.

Vom 11ten zum 12ten erfuhr Napoleon von seinem Bruder Joseph die Auflösung der Kammern und den Einzug des Königs in Paris. Bis zu diesem letzten Augenblicke hatte Napoleon oft die Hoffnung geäußert, daß

die Kammern ihn zurückrufen würden. Sey es, um hierdurch den Autoritäten, die ihn umgaben, zu imponiren, oder sey es, daß er wirklich diese Hoffnung nährte.

Den 12ten stieg er auf die Insel Aix mit seinem Gefolge und seinem Gepäcke aus, und in der Nacht vom 15ten auf den 16ten, kamen daselbst zwei Halbdecker von La Rochelle an. Wahrscheinlich hatte sie Napoleon kaufen lassen, um sich auf ihnen einzuschiffen und zu versuchen, ob er von der Nacht begünstigt, eine dänische Schmacke erreichen könne, mit welcher man ihn im Einverständniß vermuthete, und die ihn dreißig bis vierzig Stunden weit in offner See erwarten sollte. Man weis nicht, warum er sich dieser Veranstaltungen nicht bediente. Ohne Zweifel schienen sie ihm zu gewagt. (Wer alle diese Anstalten gemacht, davon spricht keine Seele.)

In der Nacht vom 13ten auf den 14ten begab sich Napoleon an Bord der Brigg l'Epervier und am Abend des 14ten, als der General Becker von seiner Unterhandlung zurück-

gekehrt war, ließ er sein Gefolge und sein Gepäcke auf diese Brigg bringen.

Den 15ten morgens sah man dieses Fahrzeug, als Parlementair gerüstet, auf das Admiral-Schiff hin segeln. Da der Meerstand ihm nicht erlaubte, dem Kreutzer schnell zu nahen, kamen englische Boote ihm entgegen, und brachten ihn und sein Gefolge nach dem Bellerophon. Bei dieser Gelegenheit glaubte der Schiffslieutenant Jourdan, der die Brigg führte, einen Schein über die Ablieferung Bonapartes von dem Commandanten des Bellerophons verlangen zu müssen, welche ihm der Capitain Maitland auch ausstellte. (Eine rechte Freude muß das gewesen seyn für den Engländer, über richtigen Empfang zu quittiren.)

An demselben Tage segelte eine Fregatte der Station nach England ab, und den 16ten segelte der Bellerophon umhalb zwei Uhr nachmittags ab. Die Schwäche des Windes, und seine Richtung, machten es vermuthlich, daß er vor der Nacht vom 19ten auf den 20sten

nicht auf der englischen Küste ankommen dürfte.

Den 17ten erließ der Seepräfekt von Rochefort eine Proklamation an die Truppen und Seeleute unter seinem Commando, welche den Einzug Sr. Majestät unter allgemeinen Volksjubel (!) bekannt machte und die weiße Cokarde aufzustecken befahl. Die weiße Flagge ward auf allen Festungswerken und Schiffen aufgepflanzt und von dem Geschütz begrüßt. Schon am 15ten hatte der Baron Bonnefoux erklärt, daß er die Truppen seines Commandos die weiße Cokarde wolle aufstecken lassen; aber da der Bataillonschef, Commandant des Platzes, die an die Generale, von denen er abhing, erlassenen Befehle noch nicht erhalten hatte, glaubte der Seepräfekt mit der Ausführung noch zögern zu müssen, um mit diesem höheren Offiziere im Einverständniß handeln zu können. Bald erhielt dieser jedoch vom Feldmarschall Butraud Befehle, welche jedem Vorhaben von Uebelgesinnten zuvorgekommen wären, wenn es hier

deren gegeben hätte. (So übermäßig wohlgesinnt sind sie wohl auch nicht gewesen, sonst hätte das Einverständniß nicht erst mit Ordre kommen müssen.)

Rochefort und La Rochelle sind vom besten Geiste belebt; und die Häfen, welche die lezten waren, sich dem Einflusse Bonapartens zu überlassen, waren auch die ersten, welche der Person des Königs ihre Ergebenheit und ihre Freude erklärten, da sie die Rückkehr dieses erlauchten Monarchen nach seiner Hauptstadt erfuhren. (Phrasen.)

Euer Excellenz finden anliegend die Abschrift eines Briefs, den Napoleon an den Prinz Regenten von England erließ, und welcher seiner Königlichen Hoheit durch die englischen Stationsschiffe zukommen sollte." (Der oben mitgetheilte Brief.)

Nicht ohne Interesse wird man hier die Nahmen der Hauptpersonen lesen, welche entweder, um der Strafe der Verrätherei zu entgehen, oder aus andern Ursachen, auf ihr

Vaterland Verzicht leistend, sich mit Bonaparte auf dem Bellerophon einschifften:

Der Generallieutenant Graf Bertrand, Großmarschall des Pallastes, (wessen Pallastes, etwa des in England für Napoleon auf St. Helena gezimmerten. Dem Schreiber liegt der Almanac imperial noch in den Gliedern,) mit seiner Frau und seinen drey Kindern; der Generallieutenant Savary, Herzog von Rovigo; der Generallieutenant Lallemand; der Feldmarschall Baron Gourgaud, Adjudant Napoleons; der Feldmarschall Mentholon-Semonville, mit Weib und Kind; der Staatsrath Graf de las Casas und sein Sohn; der Eskadronschef Resigny, der Eskadronschef Planat, der Lieutenant Autric, alle drei Ordonanzoffiziere; der Eskadronschef Schulz; der Hauptmann Pointkorski; der Hauptmann Mercher, und Maingault, Napoleons Chirurg, und vierzig andere Personen, bildeten das Gefolge dieses Exkaisers. (Es waren auch Ofenheizer dabei und Küchenjungen, wahrscheinlich um den wunderbar großen und künstlichen Bratenwender zu dirigiren,

den der große Mann mit allem Silbergeschirr des Großmeisters mit von Malta entführte, als er nach Aegypten zog. (Merkwürdig, die Türken traktirte er auf Maltheser Silber.) Dieser Bratenwender wurde in der Stube seines Kammerdieners in Cairo wieder eingepackt, als er vorgab, er wolle die Befestigungen bereisen, und heimlich seine Braven dort im Stiche ließ. Dieser Bratenwender verrieth dort einem Manne seine Abreise, der nicht glauben wollte, Bonaparte brauche Bratenwender, um Festungswerke zu bereisen. Dieser Bratenwender geht gewiß mit nach Helena! er ist nichts ohne diesen Bratenwender!)

Während der Ueberfahrt Napoleons von Rochefort nach England, entwarf ein Offizier dieses Schiffs folgende Schilderung von ihm und einigen seines Gefolgs:

„Ich habe die persönliche Erscheinung Napoleons genau beobachtet. Er mißt ungefähr sieben Fuß sechs Zoll englischen Maaßes. Seine Brust ist breit und alle seine Glieder sind stark und in gutem Verhältniß. Er hat graue und sehr durchdringende Augen; sein Blick scheint die geheimsten Gedanken desjenigen, den er anschaut, zu er-

gründen; (er sieht jeden an, als wisse er, daß er nichts Gutes von ihm denkt, da ist das Gedanken-erforschen keine Kunst.) In seiner Jugend muß er ein schöner Mann gewesen seyn. Er ist wohlbeleibt, scheint aber dennoch sehr gewandt. Er hat das Aussehen eines Mannes von 45 oder 46 Jahren. Er ist sehr wißbegierig, und sieht nichts merkwürdiges auf dem Schiff, ohne sehr ins Einzelne gehende Fragen darüber ergehen zu lassen. Er hält die Offiziere an, um sie auszufragen, und begehrte gleich am ersten Tage, daß wir ihm vorgestellt würden. (Alle Wißbegierde und Vorstellerei hat ein Ende gehabt, als ihm die Station St. Helena angewiesen war.) Er erklärt, sein Wille sey es, wenn ihm der Aufenthalt in England erlaubt wird, die Tracht und Sitten des Landes anzunehmen, und sich nie mehr mit Politik zu befassen." (Das geht in St. Helena viel leichter.)

Die Loirearmee hatte verlangt, daß er sich an ihre Spitze stelle, und seinen Rang wieder einnehme; was er zu thun sich geweigert

hat. (Da straft er den französischen Verfasser dieses Buchs Lügen.) Er hat erklärt, es werde kein Tropfen Blut mehr für seine Rechnung vergossen werden. (Für seine Rechnung, ein fürchterlicher Ausdruck, er kann zum ewigen Banquerutt führen.) Warum hat er vor einigen Jahren nicht schon so gedacht! (Ei damals hatte er keine Engländer, die es ihm glaubten.)

Sein Gefolge behandelt ihn mit dem größten Respekt; (was hätten sie sonst auch zu thun! als mit Respekt zu melden ....) keiner, selbst nicht der Herzog von Rovigo, redet mit bedecktem Kopfe zu ihm. Um 7 Uhr Morgens steht er auf, zeigt sich aber erst um zehn. Er frühstückt um zehn Uhr anf französische Art, (à la fourchette, der Landsturm hat die Mode an den Franzosen selbst angewandt,) und speist um 6 Uhr. Einen großen Theil des Nachmittags bleibt er allein und liest viel. Um 8 Uhr legt er sich nieder. Neulich erschien er auf dem Verdeck. Sein Gefolge besteht aus fünfzig Personen.

Der General Bertrand scheint ein getreuer

und braver Soldat zu seyn: er hat Napoleon nie, weder im Glück noch Unglück verlassen. (Er gehört ihm mit Haut und Haar, Schuhen und Strümpfen.) Er war ihm nach Elba gefolgt und ich glaube, daß er ihm nach seinem Bestimmungsorte zu folgen gesinnt ist, wenn es ihm erlaubt wird. Er ist es, welcher die Brücke nach der Insel Lobau zu Stande brachte, über welche sich die französische Armee nach der Schlacht von Aspern rettete. Madame Bertrand ist, so viel ich weis, auf Martinique von irländischen Eltern, Dillon genannt, gebohren; sie ist sehr liebenswürdig und dem Vortheil Napoleons sehr anhänglich. (Darum wollte sie gerade so ins Wasser springen, wie er Hand an sich legen, ehe als lebendig auf den Northumberland kommen, und ließ sich eine Menge Toilettenkasten bringen und Hausrath, als er zur Freude der Matrosen gar lebendig und flink am Northumberland hinauf kletterte!) Der Herzog von Rovigo ist ein Mann von gutem Aussehen, etwa 50 Jahr, er hat das Aussehen eines talentvollen Mannes. De las Casas ist ein kleiner Mann, etwas kleiner

noch als Napoleon, aber sehr geistreich. Lallemand wird für einen trefflichen Offizier gehalten; er führte die leichte Infanterie der Garde bei der Schlacht von Waterloo an.

Kaum war die englische Regierung von der Ankunft des Bellerophon auf der Rhede von Plymouth benachrichtigt, als die Londoner Journalisten über Napoleons Schicksal zu bestimmen versuchten. Einige ließen ihm schon seine Wohnung im Tower zu London einrichten; andere sagten, man ordne seine Wohnung im Schlosse Dumbarton an, welches zwischen Glascow und Greenwich auf einem Felsen zwischen zwei tiefen Thälern liegt; wieder andre wiesen ihm das Schloß Sheerneß zum Gefängniß an, bis die Verbündeten über sein Schicksal entschieden haben würden. Die Veranlassung zu dem letzten Gerüchte gab der Umstand, daß gleich nach der telegraphischen Nachricht von seiner Ankunft, fünf hohe Staatsbeamten auf einer Jacht die Themse hinabfuhren, um Sheerneß, eine

kleine Festung am Ausfluß der Themse, zu untersuchen.

Die Einschiffung Napoleons auf einem englischen Schiff endete den Krieg der Verbündeten gegen Frankreich. (Eine Lieblingsphrase der Franzosen, welche eben soviel heißt, als ihr habt die Fackel oben ausgelöscht, was geht es euch an, daß sie unten brennt. Vor Napoleon allein hat Niemand Sorge gehabt, die Götzen sind Klötzer, aber die Götzendiener sind Ketzer, nicht der Napoleon im Napoleon, der Napoleon in den Franzosen wird bekriegt. Wenn wir den Raub wiederhaben, den er uns mit ihren Krallen nahm, dann wird er ihnen eher auszutreiben seyn, denn diese Münzen gab er ihnen, wie der Böse seinen Verbündeten fesselnde Zauberthaler.) Der englische Kriegsminister Lord Bathurst machte sogleich den Lords von der Admiralität bekannt, daß der Prinz Regent nach der Nachricht von Napoleons Ergebung an den Capitain Maitland befohlen habe, die Blokade der französischen Häfen, und alle Feindseligkeiten gegen die französischen Küsten aufzuheben, und alle französische Schiffe unter der weißen Flagge ungestört segeln zu lassen.

Vor Plymouth erhielt der Capitain Maitland den Befehl, mit seinem Schiffe nach Torbay zu gehen. Ein Engländer, welcher sich von dem Bellerophon nach London begab, erzählte dort, Bonaparte halte sich gewöhnlich auf dem Verdeck auf, er betrachte bald das Ufer, bald die Bewegung der Schiffe durch ein Fernrohr, bald gehe er mit auf den Rücken gebeugten Händen und heftigen Schritten auf und ab und rede mit sich selbst. Auch sey er beinahe immer allein und die Generale Bertrand und Lallemand hielten sich in einiger Entfernung von ihm. Dann und wann gebe er einem von ihnen ein Zeichen, um ihnen eine Beobachtung mitzutheilen, oder sie auf etwas aufmerksam zu machen. Der Capitain Maitland, der ihn sehr gut behandle, sey öfter bei ihm, als sonst bei einem seines Gefolgs. Er befinde sich wohl, bleibe nicht lange bei Tische, und trinke wenig Wein; aber desto mehr Caffee. Gewöhnlich bringe er die Gesundheit des Prinz Regenten aus. (God save the King vor diesen Gesundheiten! Der

Engländer hat vergessen, zu melden, daß er auch zu jedem niesenden Matrosen prosit sagte, bis ihn St. Helena verschnupfte.)

Als er der Küste bei Torbay nahte, rief er aus: Endlich, da ist das schöne Land! mit dem Zusatze, er habe die Küsten von England nie als von Boulogne oder Calais gesehen. (Also nie, als mit der Begierde eines reißenden Thiers, das die Beute jenseits sieht.)

Er war einfach gekleidet, gewöhnlich im grünen Rock ohne Ordenszeichen, mit einem dreieckten Hut.

Der Bellerophon verließ Torbay um nach Plymouth zurückzukehren. Nun ergriff die Neugier alles Volk. Eine unermeßliche Volksmenge strömte von London und aus der Provinz nach dem Hafen, um den berüchtigten Napoleon zu sehen, wenn es gleich bekannt war, daß er nicht ans Land steigen werde, und daß es nicht erlaubt sey, sich dem Schiffe zu nähern. Trotz diesem Verbot schiffte sich täglich eine unzählige Menge Menschen auf Boten ein, um ihn auf dem Verdeck spazieren

gehen oder aus dem Fenster seiner Kajüte herausschauen zu sehen. (Die Insularische Neugierde der Engländer ging so weit, daß sie, als Napoleons Wäsche ans Land zur Reinigung kam, seine Hemden und Halsbinden anzogen. Ob nicht die Halsbinden irgend einem solchen, böse Vorbedeutung werden könnten. Wahrscheinlich haben sie auch die Lauge, worin man gewaschen, aufbewahrt, und theuer verkauft!)

Die einstimmige Meinung war damals, ihn nach St. Helena zu bringen. Es wurden daher alle Anstalten getroffen, ihn dahin zu versetzen: der Admiral Georg Cockburne erhielt den Befehl, dies mit dem Northumberland einem Schiffe von 80 Kanonen auszuführen. Das 53ste Regiment unter dem Befehl des Obersten Georg Bingham und eine Abtheilung von 40 Kanonieren erhielten Ordre, sich auf dem Bucephalus und dem Ceylon für dieselbe Bestimmung einzuschiffen. Da die englische Regierung mit der Ostindischen Compagnie wegen der Uebergabe der Insel an die Regierung übereingekommen war, wurde Sir Hudson Lowe an die Stelle

des M. Wilk zum Gouverneur der Insel ernannt.

Der Unterstaatssecretair im Kriegsdepartement, Oberst Bumbury hatte den Auftrag, Bonaparte den mit den alliirten Mächten in Uebereinstimmung gefaßten Entschluß des englischen Cabinets, in Hinsicht seiner Bestimmung bekannt zu machen. Er protestirte vergeblich gegen diesen Beschluß, den er wohl hätte erwarten dürfen, si mens non laeva fuisset.

Da England die Bestreitung aller seiner Bedürfnisse übernahm, ward beschlossen, ihm nur eine geringe Summe Geldes und keine Kleinodien zu lassen, und die Schätze, die er aus Frankreich mitgenommen habe, in Beschlag zu nehmen. (Die Disposition soll ihm, wie es verlautet, unter englischem Zwischentritt über das Seinige (?) bleiben.) Man wollte ihn hierdurch außer Stand setzen, jemals seine Wachen zu bestechen. Zu gleicher Zeit ward befohlen, ein Haus für ihn zurecht zu zimmern, welchem man dort einen Landraum von 25

Ackern zum Lustgarten nächst der Wohnung des Gouverneurs auf den Höhen der Insel beifügen will. (Ein solcher englischer Acker Landes ist 750 Fuß lang und 72 breit.)

Was ihm sehr schmerzlich seyn mußte, war die Trennung aller der Personen von ihm, die ihm folgen wollten. (Er durfte ja nur dazu trommeln lassen, dann geht es; wie oft hat er sich auf dem Schlachtfelde von hundert tausenden getrennt, die ihm folgen wollten! Ja, im Trennen besteht seine Hauptstärke. Aber auf der Rhede von Plymouth wird alles menschlich.) Man ließ ihm nur wenige Dienerschaft. In solche Einsamkeit versetzte man diesen Menschen, der weniger als zwei Monate vorher an der Spitze von 150,000 Mann stand. (Und sich jetzt ohne große Schmerzen mit Gold- und Silberkisten von ihnen getrennt hat.)

So also endigte im August 1815 die politische Existenz eines Menschen von ewigem Ruhme, der durch eine große Anzahl glänzender Siege und mehrere noch bedeutendere Niederlagen die Gestalt von ganz Europa verändert, und dessen gränzenloser Ehrgeiz

Frankreich, unser schönes Frankreich, wie er es selbst nannte, zweimahl in die Drangsale feindlicher Ueberschwemmungen stürzte. (Politische Existenz heißt hier Lug und Trug in Rath und That, ewiger Ruhm, die Ewigkeit nach französischer Elle gemessen, — und von dem Ruhme, mit dem sich immer seine Braven bedeckten, er ist bis auf den Faden abgetragen, und die Haut ist ihm zu kurz. Die Gestalt von Europa besteht noch wie sonst, hoffentlich wird die von Frankreich wieder so werden. Ehrgeiz wäre also das Thier, das die Welt zerfleischte — schöne Phrase! O schönes Frankreich! Ja, das ist mir ein schönes Frankreich! ungefähr so schön, als eine gute Stadt Paris, gut.)

Beschreibung der Insel St. Helena.

Die Insel St. Helena, welche in diesem Augenblicke nicht weniger berühmt wird, als die Insel Elba, besteht aus einer großen Felsmasse im Atlantischen Ozean. Sie wurde 1502 von dem Portugiesen Johann de Nova am St. Helenentage entdeckt. Sie liegt unter 15° 55″ S. B., also ungefähr 1600 Stunden von Paris. Von der Nordost Seite des Vorgebürgs der guten Hoffnung ist sie ungefähr 360, von Angola 350, von Brasilien 610 Seemeilen entfernt. Weil sie der Afrikanischen Küste viel näher als der Amerikanischen liegt, so zählt man sie zu den Afrikanischen Inseln. Wenige Inseln liegen so einsam in der Mitte des Weltmeers.

Die Seefahrer sind nicht ganz einig über ihre Lage; aber die Verschiedenheit ihrer Messungen ist von wenigem Belang. Mandelsloh in seiner Reise nach Indien, welche nach jener des Olearius nach Moskau und Persien erschien, setzt sie 16 Gr. 12 Min. S. B.; Pyrard von Laval unter 16° S. B. 620 Stunden vom Cap; Roggewein aber 16° 15' S. B. und 350 Stunden vom Cap St. Augustin, als dem nächsten festen Land; Cavendish endlich sagt, sie liege unter dem 15° 15' S. B. (Lichtenstein setzt sie unter 16° S. B. — Ein neuerer Engländer aber unter 16° 4' S. B. und 5° 54' W. L. 240 teutsche Meilen vom Aequator, 300 von Afrika, 450 von Amerika. Von der nächsten Insel St. Ascension 180. Von Plymouth 1200. Von Cadix 1000. Vom Cap 450. Von Brasilien 600.) Die Verschiedenheit dieser Meinungen betrifft also nicht einmal 20 Stunden in der Breite.

Die Gestalt der Insel ist beinahe zirkelrund, doch an der Nord- und Südseite etwas zusammengedrückt, so wie auf der Ostseite verlängert. Man unterscheidet auf ihr

sechs Thalgründe, deren fünfe von kleinen Flüßchen bewässert werden, die sich an der Nordseite in das Meer ergießen. Das erste Thal gegen Morgen ward von den Holländern das Bärenthal genannt (des Ours), das zweite heißt das Thal des Caraques, (so heißt eine Art portugiesischer Schiffe,) das dritte ohngefähr in der Mitte der Insel ist das Thal der Kapelle, (jetzt Jakobsthal,) das vierte ist das trockne Thal, das fünfte das Sauerampferthal (de l'oseille), und das sechste endlich das Thal der Früchte. In einiger Entfernung von diesem gegen Nordost erhebt sich der Ziegenberg. Ein anderer Berg, Diana genannt, hat 2692 Fuß Höhe über der Meeresfläche. Er liegt gegen Süden bei der sandigen Bucht, und ist ein Spitzberg von der zierlichsten Gestalt; von seinem Gipfel sieht man die Schiffe auf 20 Stunden in See. (Der Berg Longwood ist 1762 Fuß über die Meeresfläche erhaben.) An den zwei entgegengesetzten Inselseiten Nordost und Südwest, befinden sich einige Klippen vom

Meere umgeben, deren eine Klippe der Möwen genannt wird. Allgemein ist der Umfang der Insel auf sieben Stunden angenommen: ihr größter Durchmesser ist von West nach Ost von beinahe drei Stunden Länge. Sie gleicht einem festen Schlosse in der Mitte des Ozeans, dessen Mauern zu hoch und steil sind, um mit Leitern erklettert werden zu können. Man findet nur drei Zugänge in den ungeheuern Felsen, die sie umgeben, der erste wird die Bucht der Kapelle genannt, weil sie am Ende des sogenannten Thales liegt. Sie ist durch eine Batterie von mehr als 50 Stück schweren Geschützes, welche die Wasserfläche bestreichen, und durch die Brandung, welche sich an den Felsen bricht, vertheidigt. Der zweite Zugang heißt die kleine Bucht, wo nur zwei Menschen mit einer Schaluppe landen können; eine Batterie macht sie unzugänglich. Es ist noch ein Landungsplatz da, den man aber wegen Wassermangel aufgegeben hat, doch ist auch dieser befestigt; es ist dies die sandige Bucht,

ein kleiner Einbug im Süden der Insel. (Trotz allen den erwähnten Befestigungen, zweifelt ein neuer Reisender, daß es genugsam befestigt sey, und daß die Kunst die natürliche Anlage zur Befestigung hinreichend ausgebildet habe. Er giebt viele Batterien als so hoch an, daß sie schwerlich ein Schiff unter dem Segel erreichen würden, und wirft vor, daß man 225,333 Gulden an den Bau einer Citadelle auf den High-Knowl, wo kein Wasser sey, verschwendet habe.)

Wenn gleich die Bucht der Kapelle (Jamesbay) die einzige ist, wo man vor Anker gehen kann, so ist ihr Zugang doch sehr beschwerlich; denn bei dem beständigen Südwestwinde wird es den Schiffen sehr schwer, wenn sie den Hafen wenig überschreiten, ihn wieder zu gewinnen. Der englische Namen ist Chapel-valley-bay.

Als St. Helena von dem Portugiesen Johann de Nova 1502 entdeckt worden, ließen seine Landsleute, die später dahin kamen, Schweine, Ziegen und Federvieh dort. Sie besuchten die Insel auf der Rückfahrt von Ostindien, um Wasser und Erfrischungen ein-

zunehmen; aber man hat keine Gewißheit einer Niederlassung von ihrer Seite daselbst. Doch ist eine solche sehr wahrscheinlich, um sich den Proviant dort vorbereiten zu lassen. Diese Wahrscheinlichkeit gewinnt durch den Bericht des Esquadreschef Roggewein, daß die Portugiesen, als eins ihrer Schiffe an den Felsen dieser Insel gescheitert war, aus den Trümmern desselben eine Kapelle dort erbauten, welche, wenn gleich jetzt ganz zerstört, dem schönsten Thale der Insel den Namen des Kapellenthales gegeben hat. Dieses Thal ist eines der reizendsten auf Erden. Roggewein sagt auch, daß die Portugiesen außer den vierfüßigen Thieren auch indische Hühner, Feldhühner, Fasanen u. d. gl. dort ließen, und Citronen, Orangen, Granaten und andere Bäume ihres Vaterlandes dort pflanzten.

St. Helena war gänzlich verlassen, als die Holländer es in Besitz nahmen. Cavendish erzählt, daß, da er 1585 dort landete, er eine Kapelle fand, zu welcher ein ange-

nehmer Kunstpfad führte. Ihre Wände waren mit gemahltem Tuche bedeckt. Es befand sich ein Altar mit zwei Kelchen darin und ein Crucifix in Stein gehauen auf einem steinernen Tische aufgestellt. Man erblickte auf dem Altar das Bild der Jungfrau Maria, die Kreuzigung Christi und einige andre heilige Geschichten auf einem großen Gemälde, das nicht ohne Verdienst war. (Wie ernst und rührend ist dies Bild der Einsamkeit. Fromme Seefahrer bauen mit wenigen Mitteln in Mitten der weiten Meere im wilden Felsthal der Gottheit ein Kirchlein. Dort, wo sie keine Heimath haben, in der Herberge der Meere, bauen sie dem Herrn eine Hütte, und schmücken sie mit dem Besten, was sie haben, und stellen heilige verehrte Bilder, von guter frommer Hand in irgend einer Werkstätte Europas zu nächsten Zwecken vollendet, nun aber weithin von heiligem Eifer über bahnlose Meere getragen, auf dem steinernen Altar auf, damit auch hier dem Herrn Ehre und Preis werde. Und man denke sich nun durch lange Jahre diese Kapelle einsam, kein Dienst als der Wandel der Gestirne, und keine Feier als die kehrenden Jahreszeiten, kein Gesang als den der Vögel, und das Sausen der Stürme und Rau-

schen der brandenden Wogen. Dieser Gedanke ist einsamer, als der eines einsamen Menschen selbst. — Wie kontrastirt hiermit die Empfindung, daß der jetzt hierher gebracht wird, der die Kirchen ihres heiligen Schmuckes beraubte, und ihn in dem Tollhause der Kunst aufthürmte. Der, dessen Augereau das geheiligte Bild Marias von Loretto mit Gensdarmen wegschleppte und seiner Kleinodien beraubte, der, in dessen Rauberfüllten Pariser Bilderställen, vielleicht die Bilder selbst stecken, die hier einst gestanden — ist dies unmöglich? nicht unmöglicher, als der Maltheser Bratenwender in Cairo und wieder in Paris, und vielleicht jetzt hier.)

Im J. 1603 fanden Seeleute von dem englischen Schiffe Hektor des Capitains Lankaster in den Wäldern der Insel einen portugiesischen Eremiten, den sie anfangs für ein wildes Thier hielten, und im Begriff zu tödten waren, weil sie ihn von fern im Grase liegen sahen. Es war dieser ein Greis von siebzig Jahren, der schon mehrere Jahre hier lebte, um das Gelübde zu erfüllen, das er mitten in Wellen auf Trümmern schwimmend bei einem Schiffbruch gethan hatte. Viele Schiffe verschiedener Nationen waren wäh-

rend seinem Aufenthalt nach St. Helena gekommen, und hatten ihn an Bord nehmen wollen; aber entschlossen, seinem Gelübde getreu zu bleiben, bat er sie um nichts, als einige Hülfsmittel, sich eine Hütte mitten in den Wäldern zu errichten. Er lebte dort von rohen Naturprodukten, ohne sich jemals die Mühe zu geben, Feuer zum Kochen seiner Speisen anzuzünden. Feigen und die Milch einiger gezähmten Ziegen waren seine vorzüglichste Nahrung; er war von merkwürdiger Wohlbeleibtheit, genoß einer festen und kräftigen Gesundheit, und, was man ein grünes frisches Greisenalter nennt, dessen einzige Spur sein schneeweißer Bart war, der ihm bis zum Gürtel reichte. So war auch sein Haupthaar gewesen, jetzt aber war sein Kopf so kahl, als sey nie ein Haar auf ihm gewachsen. Die Engländer wollten ihn gern mitnehmen, aber er dankte ihnen ohne Heuchelei, und nahm nichts von ihnen zum Geschenk, als zwei junge Ziegen, die sie lebendig gefangen hatten. (Welcher Gegensatz zwi-

schen der rührenden Weltentsagung dieses Einsiedlers, aus Treue gegen das den unsichtbaren Mächten in Lebensnoth gegebene Wort, und den zwei Thronentsagungen und politischen Lebensabdankungen des Corsischen Weltquälers aus Lug und Trug gegen das den sichtbaren Puissancen in seiner Bredouille gegebene Wort. — Welcher Gegensatz in der Protestation des Einsiedlers, die Meereseinöde zu verlassen, und dem Echapiren des Herzogs von Elba von der schönsten ihm an den Hals geworfenen Insel, die sich Sancho Pansa nicht besser gewünscht hätte, und seinem Protestiren gegen die großmüthige Versetzung nach der jetzt reizvollen blühenden Insel St. Helena. Sollte er dort der Natur ihren Tribut bezahlen, so wäre es sehr merkwürdig, das Gespräch dieser beiden Helener im Reiche der Todten zu belauschen.)

Drei Jahre vorher nehmlich 1660 vertrieb die Englisch-Ostindische Compagnie die Holländer aus St. Helena. (Sie zog Anbauer hierher, gab jedem 10 Acker Land und eine Kuh und nahm 10 thl. jährliche Abgabe, das übrige Land verkaufte sie an reiche Einwohner, die Pachtgüter daraus bildeten.) Die Holländer nahmen bie Insel 1672 wieder und wurden das folgende Jahr abermals durch den englischen Capitain

Munden, der ihnen drei Schiffe nahm, aus derselben vertrieben. Die Holländer hatten ihren Landungsplatz mit Batterien von schwerem Geschütz befestigt, die Engländer aber kannten die kleine Bucht, wo nur zwei Menschen neben einander eindringen können, von dieser aus erkletterten sie in der Nacht die Höhe der Felsen, und da sie am Morgen den Batterien der Holländer im Rücken erschienen, erschracken diese dermaßen, daß diese das Gewehr streckten und sich auf Diskretion ergaben. Nachher wurde diese kleine Bucht, deren oben schon Erwähnung geschah, auch befestigt, und so ist diese Insel heut zu Tage sowohl gegen offne Belagerung als Ueberfall vollkommen gedeckt. Die Feste, welche die Engländer dort bauten, heißt St. James. Die Garnison von einem Gouverneur befehligt bestand, ehe die Engländer im Besitz des Vorgebürgs der guten Hoffnung waren, aus 500 Mann. (Die letzten Reisenden gaben die Besatzung auf ein Regiment Infanterie und 2 Compagnien Artillerie mit vielen Kanonen an.) Die Fe-

ste, welche der Gouverneur, ernannt und besoldet von der Ostindischen Compagnie, bewohnt, ist beim Eingang der Bucht auf einem Felsen erbaut. Auf den höchsten Höhen der Windseite stehen Wachen; beobachten sie ein Schiff, so geben sie Signale, sogleich wird eine Kanone gelöst und alles eilt nach seinem Posten. Da die Aussicht dieser Wachen auf 20 Stunden trägt, ist es ohnmöglich, daß sich ein Schiff der Insel in der Nacht nähere, ohne schon am Abend signalisirt zu seyn, und alles zu seinem Empfang vorbereitet zu finden. Diese Vorsichtsmaaßregeln, welche allen seefahrenden Nationen bekannt sind, sichern die Bewohner vor jedem Ueberfall, und verschaffen den einlaufenden Schiffen die Vorbereitung aller ihrer Bedürfnisse schon vor ihrer Landung.

Da die Schiffe vom Vorgebürge der guten Hoffnung bis St. Helena immer einen guten frischen Südostwind haben, so kann man sich keine reizendere Seefahrt denken als diese, welche gewöhnlich in 3 Wochen, oh-

ne ein Segel einzuziehen, oder die Besorgniß eines Sturms gemacht wird. Eine große Unbequemlichkeit in der Lage dieser Insel (wodurch sie zu ihrer letzten Bestimmung eben recht bequem wird,) ist es, daß die Schiffe, welche von Europa nach Ostindien fahren, nicht zu ihr gelangen können, sondern in einem Striche von Madeira, oder wenigstens von den Canarischen Inseln, oder vom grünen Vorgebürge, wo sie selten einlaufen, bis zum Vorgebürge der guten Hoffnung fahren müssen. Die beständigen Südostwinde in diesen Meeren erlauben nicht von Norden hierher zu gelangen; und der Northumberland, welcher Napoleon an Bord führt, muß erst bis an das Cap südwärts segeln, und von da nach St. Helena zurückkehren, welche Insel vielleicht noch nicht dreimahl direct von Europa aus erreicht worden ist. Also wird der Northumberland einen Weg von mehr als 2200 Stunden zu machen haben, ehe er seinen Bestimmungsort erreicht, und wenn er auch nur eine kurze Zeit auf dem Cap verweilt, so hat

er

er doch wenigstens eine Reise von $2\frac{1}{2}$ Monat zu machen.

Von der Ostseite des Kapellenthales landend, findet man einen sehr guten Ankergrund von 12 Faden Tiefe; aber man muß der Insel sehr nahe seyn, um nicht vergebens zu ankern, und vor den heftigen Winden geschützt zu seyn, welche sich in den Thälern erheben, und von den Gebürgen mit Ungestüm niederwehen.

Wenn gleich diese Insel, von allen Seiten betrachtet, nur ein Haufen uufruchtbarer Felsen scheint, von denen die niedrigsten 850 Fuß hoch sind, (deren mit Vulkanischen Massen vermischte Schichten bald 15 bald 20 bald nur 1 Fuß Dicke haben,) so sind doch die Berge, welche sich in der Mitte dieses schroffen Felsenkreises erheben, mit einer $1\frac{1}{2}$ Fuß tiefen lockeren und fruchtbaren Thonerde bedeckt, welche ohne Pflege allerhand Getreide, Gräser, Kräuter, Stauden und Bäume hervorbringt, obschon wegen der beständigen kalten Winde die Luft dort sehr lebhaft ist. Drei

Quellen des vortrefflichsten Wassers ergießen sich von diesen Bergen in das Meer. Außer diesen Quellen findet man noch zwei andere von nicht weniger gesundem Wasser. Große Wälder von Ebenholz, Rosenholz, und Aloe decken den Abhang der Berge; aber die Zerbrechlichkeit ihres Holzes macht sie zu dauerhaften Gebäuden unbrauchbar, und man schickt deswegen ganz zugerichtete Balkenhäuser von England hierher. In einigen Bergen findet man rothen Bolus und eine graulichte Erde, und einer gegen Morgen enthält eine Erde von schöner Azurfarbe. (Welche Berge also, wenn man das Weiße als etwas trübe ansieht, die Bonapartischen Nationalfarben hervorbringen.)

Die Wälder, welche diese Berge bedecken, sind von grasfressenden Thieren erfüllt, von Ziegen, wilden Böcken, und verschieden farbigen Wildschweinen, die alle beschwerlich zu fangen sind. Man findet hier keine reißende oder fleischfressende Thiere, weder Raubvögel, noch Wölfe, noch Löwen, noch Bären,

noch Geier, noch Sperber; selbst keine giftigen Thiere, Schlangen oder Kröten, (darum wird die Menagerie des Northumberlands hier sehr viele Neugierige finden.) Aber zum Ersatz, als wenn das Böse immer neben dem Guten bestehen müßte, (wird Napoleon jetzt hin kommen und) verheert eine ungeheure Menge von Mäusen und großen Ratten die Thäler, und frißt das Getreide; große und scheußliche Spinnen spannen ihre Netze in allen Wohnungen aus, grüne Fliegen von der Größe der Heuschrecken, plagen die Einwohner und fressen die Früchte an; und endlich stellen unzählige Schaaren von Raupen ungeheure Verwüstungen an. (Da giebt es etwas zu mustern.)

Das Geflügel ist schön und zahlreich auf St. Helena. Man findet hier Rebhüner, Indische Hüner, Turteltauben, Haustauben, Waldhüner, Pfauen, Fasanen, und Perlhüner in Menge; aber man bekömmt sie nur durch Schiesgewehr. Man sieht hier auch sehr schöne weiße und bunte Vögel, deren eine

Art sehr lange, die andre kurze Hälse hat, welche auf die Felsen eine Menge wohlschmeckender Eier legen, auch halten sich weiße und graue Wasserhüner zu tausenden auf den Klippen der Mittagsseite auf. Die Holländer nannten sie malmeuven, dumme Möven, weil sie ohne wegzufliegen sich hundertweis mit Händen greifen und mit Stöcken todt schlagen ließen.

Als die Portugiesen Besitz von St. Helena genommen hatten, brachten sie mehrere Fruchtbäume ihres Bodens dahin, Pfirsiche, Citronen, Orangen und Granatbäume. Alle diese Bäume haben in den Thälern herrlichen Fortgang gefunden, außer die Pfirsichbäume, die nach einer großen Vermehrung schier alle durch ein Insekt zerstört wurden, welches vor vierzig Jahren mit dem Weinstock vom Cap hierher gebracht wurde, und die Wurzeln der Pfirsichbäume alle anfraß. Auch der Weinstock wollte dort nicht recht gedeihen, wenn man gleich Franzosen hin gebracht hatte, ihn zu behandeln und den Wein zu bereiten. Al-

le andere Baumfrüchte sind in solchem Ueberflusse hier, daß man alle Jahre sechs Schiffe damit befrachten könnte. Unter den inländischen Gewächsen bemerkt man das baumartige Farrenkraut, der Kohlbaum genannt; er hat breite Blätter, und man braucht ihn nur zur Feuerung. Er darf nicht mit dem Amerikanischen Kohlbaum verwechselt werden, oder mit dem Indischen und dem auf den Südsee Inseln. Auch der Gummibaum ist ein Landesproduckt der Insel.

Im Kapellenthale findet man vorzüglich die größte Anzahl aller hier genannten Fruchtbäume. Dieses Thal ist so von Fruchtbäumen und nützlichen Pflanzen erfüllt, daß es ein irdisches Paradies scheint. Von allen Seiten erblickt man nichts als die reitzendsten Schattengänge unter Zitronen, Orangen, Granaten, Datteln, Feigen und Ananas. Der größte Theil dieser Gewächse trägt zu gleicher Zeit Blüthen, reifende Früchte, und solche, die zum Sammeln zeitig sind. Das Thal, welches die Holländer Fruchtthal genannt,

ist, wenn gleich nicht so malerisch, doch nicht weniger fruchtbar. Nichts gleicht dem Vergnügen, welches man in dem anmuthigen Schatten dieser Bäume und Stauden genießt, die den Wohlgeruch des Frühlings mit dem Reichthum des Herbstes verbinden. Eine Quelle des hellsten und mildesten Wassers entspringt in der Nähe des Kapellenthales, theilt sich in eine Menge von kleinen Bächen, und erquickt die Bäume und Pflanzen; so, daß man an dieser Stelle kein Winkelchen findet, das nicht grün und fruchtbringend wäre. (Wir fügen hier einiges von Lichtensteins höchst lebendiger Schilderung des Naturcharacters der Insel bei, sie kann uns mehr als alles andere in das Paradies versetzen, in welches Napoleon vertrieben worden. Hr. Lichtenstein stieg hinter den Gärten von Jamestown in der sich engenden Bergschlucht auf, und gelangte nach halbstündigem Klettern auf die Fläche der Insel. Hier sah er links und rechts eine Menge Pächtereien in Englischem Stil zwischen schön begrünten Feldern und Wiesen liegen, und fettes Rindvieh auf üppigem Grase weiden. Weiter bot das hügligere Land einzelne höchst

malerische Punkte dar, in tiefen Bergwinkeln sah man reinliche Pachthöfe von Eichen und Pappeln umpflanzt, rings feuchte Bergluft und üppige Triften. Nordwestlich gegen den höchsten Theil der Insel ward der Boden unfruchtbarer, und die Zahl der Häuser nahm ab. An den Bergen standen einzelne inländische zum Theil 10 — 12 Fuß hohe Bäume, mit nacktem Stamm und breiten Blättern, deren drei Arten Cabbagetrees (Kohlbäume) 2 Arten Gumtrees (Gummibäume) genannt wurden. Es waren Syngenesisten. Mit der Höhe stieg die Feuchtigkeit des Bodens und wichen die europäischen Grasarten den Farrenkräutern. Er ritt in Nebel und feinem Regen. Es liegen immer Wolken und scheint die Sonne selten auf diesem Theile der Insel. Nach dem Anblick vieler seltenen schönen Pflanzen aus den Gattungen Polypodium, Asplenium, Blechnum, Jungermania, Marchantia u. s. w. kam er an die Stelle, wo auf der Insel und bekannten Welt allein, zerstreut in Felsspalten, die größten Farrenkräuter (Disconia arborescens) wachsen, im Stamm 12 — 14 Fuß hoch, an Schönheit der Blätter manche Palmenart übertreffend, und dem Anblick dieser Bäume kühn zu vergleichen. (Ein andrer Reisender sah sie 20 — 25 Fuß hoch.) Man findet sie sonst nirgends, so daß ihre Art leicht von der Erde zu vertilgen wäre. (Der einzige Napoleon wird neben

einem solchen einzigen Farrenkraut etwa den obgemeldeten einzigen Bratenwender von Maltha musternd ein Bild von drei großen Einzigkeiten auf St. Helena liefern.) Auf diesem Gebirgsrücken fortschreitend gelangte Lichtenstein zu einem schönen Uebersichtspunkte der Insel. Links erstrecken und senken sich in gerader Linie gegen den westlichen Inselrand grüne Berghöhen, hinter welchen sich der Horizont des Meers in unermeßlichem Bogen hebt. Rechts ragen im schauerlichsten Kontrast, den gegenüberliegenden gleich hohe, ungeheure nackte Felsenmassen mit zackichten Gipfeln hervor, welche aus unerklärlichen Ursachen die üppige Vegetation der Insel ganz verlassen hat, und in deren Spalten Seevögel ungestört ihre Nester bauen. Der erste Entdecker hat den romantisch schauerlichen Charakter dieses Thales mit dem Nahmen eines Ossianischen Helden bezeichnet, den es noch trägt, es heißt Rynosvale. Von hier aus führte kein Weg weiter, der Reisende machte einen Theil des Wegs zurück, und gelangte, sich nördlich wendend, Nachmittags auf dem Landsitz des Gouverneurs an. Er fand ihn in seinem geschmackvollen ganz englischen Hause von drei kunstreichen liebenswürdigen Töchtern umgeben. Die eine spielte trefflich den Flügel, die zweite sang meisterhaft, und die dritte zeigte ein Zimmer der herrlichsten Landschaften in Oel von ihrer Hand,

worunter auch das Rynothal, welche alle neben den Werken der größten Meister stehen konnten. — Wer sehnte sich nach dieser Beschreibung nicht nach St. Helena, sie wird uns bei aller Fremde heimisch, auch die guten geliebten Künste sind da, der unheimische aber wollte nicht lebendig hingebracht werden, und protestirte vor Himmel und Erde, und Menschheit, und appellirte an die Geschichte — aber allergnädigst abgeschlagen!)

So wohl bewässerte Thäler müssen das Vieh reichlich ernähren können. Als das Clima die Grasarten, die die Anbauer dort gesäet hatten, vernichtete, pflanzten die Engländer dornichten Ginster, der weder der Hitze noch Trockenheit unterlag, und bald wuchs in seinem Schatten ein frischer und gesunder Rasen. Doch konnte dieser Wiesenwachs nie mehr als 2500 bis 3000 Stück Rindvieh auf einmal ernähren, welches von der größten Schönheit und sehr wohlschmeckendem Fleisch hier ist. Diese Anzahl reichte doch keineswegs für die Bedürfnisse der Kolonie, und Schiffe hin, welche nur den fünften Theil davon entnehmen konnten. Um das Man-

gelnde zu ersetzen, dürfte man sich vielleicht mit Vortheil der künstlichen Wiesen bedienen, welche einsichtsvolle Reisende dort ausführbar gefunden haben; 500 bis 600 Ochsen, mehr wären ein großer Gewinn sowohl für die Einwohner, als die Schiffe. Die Soldaten und Schwarzen, welche in den Diensten der Weißen stehen, könnten dann von Zeit zu Zeit frisches Fleisch statt Fischen und Pöckelfleisch essen, welches ihre gewöhnliche Nahrung ist; und auch die Weißen brauchten sich dieser nicht so häufig zur Speise zu bedienen.

Außer den Ochsen ernährt die Kolonie eine Menge von Schweinen und englischen Schaafen. Man findet auch Pferde dort, die meist vom Vorgebirge der guten Hoffnung gebracht werden; sie sind klein, aber laufen gut in diesem gebirgigen Lande, und sind den Frauenzimmern hier sehr nützlich.

Außer den erwähnten Fruchtbäumen bringt St. Helena eine große Menge Kornfrüchte und Gemüse hervor. (Ein neuer Reisender spricht

ihnen das Getreide schier ganz ab, und sagt, daß sie den Mangel durch den Pisang, die Pataten und Yamswurzeln zu ersetzen suchten, den Palmbaum aber vernachlässigten.) Die Pataten und Ignamen sind die vorzüglichsten Nahrungspflanzen. Selbst in den unbebautesten, einsamsten Gegenden wachsen Bohnen und Erbsen, und pflanzen sich selbst fort. Die Thäler und besonders das Kapellenthal bringen Petersilie, Senf, Sauerampfer, Portulack, wilde römische Camillen, und eine Pflanze, welche ein treffliches Mittel gegen den Skorbut ist, wie auch Gerste und Kohl in Menge hervor; (in den gegen das Meer liegenden Thälern, und den Spalten der Hügel und Felsen wachsen Endivien, Meerfenchel, Sellerie, und Wasserkresse wild;) leider aber stellen die Ratten und Raupen eine große Verwüstung unter dem Getreide und Krautwerk an, und die Einwohner ernten nur, was diese Landplagen ihnen übrig lassen wollen. Wären sie thätiger und ämsiger, die Unbequemlichkeiten ihres Wohnortes zu vermindern, sie würden so gut als die Einwohner von Isle de France die Ratten,

und durch Entraupung der Pflanzen endlich das Insekt, welches diese auffrißt, bis auf das letzte Ei vertilgen können. (Warum schlägt der Verfasser diese Reinigung von viel schädlicherem Ungeziefer nicht für Isle de France in Frankreich vor. Paris liegt wie ein Raupen- Spinnen- und Rattennest drin.)

Die Blumen können bei einem so günstigen Klima nicht fehlen. Man findet sie aus allen Weltgegenden und besonders eine große Menge von Myrthen, Lorbeerbäumen, Rosen, Lilien. Wenn Napoleon dort ankommen wird, werden ihn die Lilien an jene der Thuillerien erinnern und ihn zu verdrießlichen Nachgedanken bringen. (Er wird denken, die Lilie spinnt nicht und ich Rabe säete nicht, und wir ernten doch beide. Er sagte ja: wie die Rechnung ausfällt, immer habe ich gute Geschäfte gemacht; denn ich fing mit 6 Livres an, und ziehe mich reich zurück. Mögen sie armen Sündern die Lilien aufbrennen, (so brandmarkt man in Frankreich) ich habe ganz Europa das N. B. Nota Bene aufgebrannt, das ich im Namen trage.) Besonders in dem Garten des Landhauses des Gouverneurs, 1 Stunde von

Jamestown, der Hauptstadt, wird das Auge und der Geruch, durch die herrliche Aussicht und den Wohlgeruch der Pflanzen und Blumen, welche sein weiter Umfang in großer Schönheit und Menge einschließt, ungemein erfreut.

Das Meer ist sehr fischreich rund um die Insel; aber man kann die Fische nicht wohl anders fangen, als mit der Angel, weil der Grund des Meeres voll Trümmern und Felsen ist. Man findet hier besonders viele Makrelen, fliegende Fische, Brassen und Karpfen von anderer Farbe, als die europäischen. Armdicke sehr wohlschmeckende Aale, Krabben, Krebse und Austern, schöner als die französischen und englischen, und Muscheln, die so fest an den Felsen hängen, daß man sie mit Hämmern abschlagen muß. Die meisten Sklaven sind mit der Fischerei beschäftigt.

Die Einwohner trieben einen ordentlichen Handel mit den Ostindienfahrern auf der Hin- und Rückreise, ehe die Engländer das Vorgebirge der guten Hoffnung besaßen; sie

verkauften ihnen Ochsen, Schweine, Ziegen, Hühner und Früchte, und nahmen von ihnen Wein und Mehl und andere Bedürfnisse in Tausch, welche jedoch in die Niederlagen der Ostindischen Compagnie mußten abgeliefert werden.

Die Waaren, welche die Compagnie hinbrachte, waren gewöhnlich Weine vom Cap, von Europa und den Canarischen Inseln, Branntwein, Batavischer Arrack, Bier, Malz, Zucker, Thee, Caffee, Porzellan, Japanische Lackwaaren, Tücher, Kattune, Muslin, Bänder, Leinen, Wollenstoffe u. s. w. Die Compagnie beauftragte jährlich ein oder zwei Ostindienfahrer, europäische Waaren und die den Kaufleuten nöthigen Vorräthe mitzubringen.

Dieser Handel muß sehr gelitten haben, seit das Vorgebirge der guten Hoffnung, statt St. Helena, der Erfrischungsort der englischen Compagnie geworden ist. Man kann annehmen, daß eine Menge Schiffe auf der Rückreise nach Europa von dem Cap gerade nach Madeira fahren; vielleicht wird sie nun als

der Aufenthalt Napoleons wegen dieser Verluste, durch die Ankunft der Reisenden, welche die Neugier (gegen welche gesorgt werden wird,) oder die Befehle des Königs von England hinführen dürften, entschädigt, und ihre Colonisten werden, da der größte Theil ihrer Felder nicht mehr unter den Händen der Beamten der Ostindischen Compagnie seyn wird, gewerbfleißiger werden. (Die Compagnie wird die Insel, welche ihr große Lasten macht, wahrscheinlich gern abtreten. Die Beamten kosten ihr jährlich 460,000 Gulden. Die außerordentlichen Ausgaben betragen mehr als 110,000 Gulden. In den Magazinen liegen 2,253,000 Gulden todtes Kapital. Das einzige Einkommen ist die Abgabe der Landgüter, jährlich 12,400 Gulden.)

Jamestown, die Hauptstadt im Kapellenthal bietet ein ungemein mahlerisches und belustigendes Schauspiel bei der Ankunft eines Schiffes im Hafen dar. (Die Matrosen nennen diese Insel mit Recht Herberge der Meere.) Von allen Hügeln herab und aus allen Thälern strömen die Einwohner beiderlei Geschlechts heran, die Ankömmlinge zu sehen

und ihnen ihre Vorräthe zu verkaufen: es ist dies ein wahrer Festtag. Dann werden alle (etwa funfzig bei einander liegende) Häuser der Stadt, und selbst die weiter im Thal zerstreuten zu Schenken, wo man den Seeleuten trefflichen Punsch einschenkt, und zu Herbergen, wo man ihnen Gastfreundschaft erweißt. Mehrere Tage werden mit Gastmahlen und Tänzen zugebracht. Hat einer dieser Wirthe ein paar schöne Mädchen, so macht er gute Rechnung, denn alle Seeleute laufen ihm zu, und lassen viel aufgehen. Solche hübsche Töchter sind reizende Erscheinungen, wenn sie sich auf den Hügeln mit ihren weißen Schürzen zeigen. (Dem Franzosen läuft hier ordentlich das Wasser in den Mund, und er wird ganz liebenswürdig, da er quelques jolies filles wittert. Wir kennen sein Original, aus dem er hier übersetzte. Lockyer Accounts of India sagt von diesen weißen Schürzen, sie sind recht angenehme Gegenstände für ihre Hänse (gewöhnlicher Matrosenname) denen sie in den Wurf kommen.) Man findet viele sehr liebenswürdige und wohlgekleidete unter diesen Mädchen, während dem Aufenthalt der

Schiffe

Schiffe: gleich nach der Abfahrt aber wechselt die Scene, und sie können baarfuß die Felsen auf und abklettern, als wenn sie ihr Lebtag keine Schuhe gesehen hätten.

Nach den Berichten des Capitain Furneaux, dem Begleiter Cooks, reicht die Bevölkerung von St. Helena mit den 500 Sklaven an 20,000 Einwohner. Andre geben ihre Zahl nur auf 2000 bis 2400 Menschen an. Beide Angaben scheinen nach entgegengesetzten Richtungen übertrieben. (2400 — 3000 Einwohner geben alle neuen Reisenden an.) Man zählt dort zwischen zwei und dreihundert englische oder mit Engländern verbundene Familien; jede Familie hat ihr Haus und ihre Pflanzung auf der Höhe der Insel. (Man zählt etwa 70 Gartenhäuser auf der Insel, in welchen die wohlhabende Klasse den Sommer, dort von Oktober bis Mai, zubringt.) Man hat seit einigen Jahren mehrere chinesische Familien hingebracht, welche sich durch Gewerbfleiß auszeichnen. (Bei ihnen kann sich Napoleon unterrichten, wie die Art in China mit der Trommel zu regie-

ren, von der seinigen abweicht.) Die Anzahl der Töchter übertrifft bei den in St. Helena gebornen Kindern bei weitem die der Knaben, wie dieses auch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung bemerkt wird.

Die Gesichtsfarbe der Eingebohrnen, ist ganz von der Farbe anderer Völker heißer Himmelsstriche verschieden. Sie haben eine frische und lebhafte Farbe, und das ganze Ansehen der Gesundheit und Derbheit. Da im Gegentheil die in der Nähe der Wendepunkte gebohrnen Weißen ein blasses, krankhaftes und entstelltes Aussehen haben. Die Ursache dieses Unterschiedes ist die gemäßigte und gesunde Luft. Die meisten Reisenden, die hier landeten, haben bald die Wohlthätigkeit der Luft, und die heilsamen Wirkungen der erfrischenden Früchte und Pflanzen gefühlt. Die skorbutkrankten Mannschaften sind hier in unglaublich kurzer Zeit genesen. Pyrard de Laval lief hier 1601 mit einem Schiffe ein, dessen Bemannung in dem traurigsten Zustande war, kein einziger beinahe

konnte mehr eine Matrosenarbeit verrichten, ja kaum auf dem Verdecke gehen, so waren sie alle vom Skorbut mitgenommen, und in neun Tagen waren sie völlig hergestellt.

Die Regengüsse sind sehr selten auf St. Helena; doch fallen von Zeit zu Zeit einige Platzregen, welchen schöner Sonnenschein folgt. Der Winter, der im Juni und Juli eintritt, besteht nur in Nebeln und kalten Regengüssen. Die Einwohner sind selten krank, und werden sehr alt. Von den Kinderpocken weis man hier nichts. Die Insel hat keine Sümpfe, noch austretende Wasser, welche die Luft verderben könnten. Höchstens in der Nähe des von der Compagnie hier errichteten Krankenhauses kann Ansteckung möglich werden, und tritt ja eine Epidemie ein, so ist sie von sehr geringen Folgen in diesem gegen alle Krankheitsstoffe so heilsamen Clima.

Die beständige Leibesübung, welche schon die Gestalt des Bodens den Einwohnern nothwendig macht, trägt besonders viel zu ihrer Gesundheit bei; denn, um sich aus dem Ca-

pellenthale nach den Pflanzungen zu begeben, ist der Weg so steil, daß sie beständig zu steigen gezwungen sind. Unter den Anhöhen, welche sie überschreiten müssen, ist eine, gegen Osten gelegene, so steil, daß man sich ehedem der Leitern bei ihr bedienen mußte, woher sie den Namen Leiterberg (Ladderhill) hat. Seit ungefähr vierzig Jahren hat man einen Weg hinauf angelegt, der neun Fuß breit und durch eine drei Fuß hohe Mauer von Felstrümmern bekränzt, sich an der Steile hinan schlängelt. Doch ist der Weg nicht ohne Gefahr, denn die Ziegen, welche auf den überhängenden Felsen klettern, reißen öfters Stücke von denselben los, welche auf die Hinansteigenden niederstürzen. Darum haben die Soldaten der Garnison Befehl, nach den Ziegen zu schießen, welche ihnen gehören, wenn sie dieselben erlegen.

Der Karakter der Einwohner wird von den meisten Reisenden, außer von Owington, als der friedlichste und sanfteste angegeben. Ich theile hier eine Antwort eines St. He-

leners mit, welche beweißt, daß es in St. Helena wahre Philosophen giebt, die ganz das Glück ihrer Lage zu würdigen wissen. (Ein Philosoph heißt bei den Franzosen allerlei, vous étez un Philosophe schreit das Weib Potiphars dort höhnend dem fliehenden Joseph nach. Je suis Philosophe sagt ein Eintretender, den Bewohner einer schmutzigen Stube zu beruhigen, der die Unordnung entschuldigt. Il est Philosophe sagt man von jedem, der nicht tanzen und Possen treiben, keine Zweideutigkeiten beklatschen, keine Lüderlichkeit mittreiben, oder unter schönen Nahmen allerliebst finden will. Je suis un Philosophe sagt einer, der in allem moralischen und physischen Kothe lebt, und einer der aus Geitz hungert. Un Philosophe heißt auch ein Mann ohne Religion, Treue und Glaube. Alle meineidigen Generale, alle vornehmen Verräther sont des Philosophes unter einander. Wer einsam zurückgezogen lebt, und wäre es auch bei seiner Maitresse, oder weil er sich vor Gläubigern oder der Polizei fürchtet, oder weil er ganz erschöpft ist an Leib und Seele durch Ausschweifung, der lebt en Philosophe. Einen wahren Philosophen aber nennen sie, wenn sie es sehr hoch treiben im Edelthum, einen ehrlichen Mann, der es so weit gebracht hat, kein Verlangen nach Lou-

don und Paris zu haben, weil er an seinem Heerde genug hat. Denn dergleichen Einfalt scheint ihnen über alle Maaßen erstaunlich. Darum nennt er folgenden behaglichen Helener einen Philosophen.)

Ein Englischer Ostindienfahrer fragte einen der reichsten Colonisten, bei dem er wohnte, ob er nicht neugierig sey, die übrige Welt kennen zu lernen, von der er so oft reden höre, und wie sich seine Landsleute nur entschließen könnten, ihr Leben auf einem Felsen von 7 Stunden Umfang, abgeschieden von der ganzen übrigen Welt, zuzubringen. Da antwortete ihm der St. Helener: wir haben im Ganzen genommen Alles im Ueberfluß, was wir zu einem angenehmen Leben bedürfen. Weder Hitze noch Kälte fallen uns beschwerlich, und wir zweifeln, ob irgend wo anders ein so angenehm gemäßigter Himmelsstrich bestehe. Wir leben in vollkommener Sicherheit, wir haben weder Feinde, noch Räuber, noch reißende Thiere, noch rauhe Jahreszeiten, noch die stürmischen unseeligen Wirkungen der Ehrsucht zu fürchten. Wir genießen

unerschütterlicher Gesundheit. Haben wir gleich keine reichen Leute unter uns, so sind wir doch so glücklich, keine Armen zu kennen, und weder auf der einen Seite der Unterdrückung, noch auf der andern dem menschlichen Elende, den gewöhnlichen Folgen der Ungleichheit der Stände, ausgesetzt zu seyn. Es ist niemand unter uns, der mehr als 500 Pfund reich ist, und wenige sind hier, die nicht 100 Pfund besitzen.

Dieser weise Helener fügte hinzu, in einem andern Lande würde ihr kleines Vermögen, das hier zu einem bequemen Leben hinreiche, sie kaum vor dem Mangel schützen, und anderswo würden sie einer Menge von Gefahren, Unannehmlichkeiten und Mühen ausgesetzt seyn, die sie hier nur aus Erzählungen kennten. (Der gute Insulaner sah damals nicht voraus, daß wenige Jahre nachher, eine lange Dürre seine Felder verderben sollte, und daß die Garnison gegen den Gouverneur und die Ostindische Compagnie sich empören und die Bäume der Insel verbrennen würde.)

In Wahrheit, die Lage der St. Helener hat nur eine schlechte Seite: sie können von dem Gouverneur gedrückt werden; aber dieses ist ihnen doch selten geschehen, wenn man bedenkt, wie leicht ein Gouverneur seine Gewalt mißbrauchen kann, und den natürlichen Hang des menschlichen Herzens betrachtet, seine eigne Größe nach der Erniedrigung aller Umgebenden zu messen. (Der Pariser nennt dieses einen natürlichen Hang des menschlichen Herzens, die Christen würden es einen unnatürlichen, boshaften nennen, und so nennt ihn auch der Schriftsteller, den der Pariser hier übersetzte, aber er will seinem Helden den Fuchsschwanz bis St. Helena streichen, und das französische Gefühl der Größe in la grande Nation natürlich machen, bedenkt aber nicht, daß auch das Umgekehrte gilt, nehmlich jetzt, doch dagegen hilft Unverschämtheit.) Da die St. Helener ihre Beschwerden nicht vor die Behörden bringen können, die ihnen könnten Recht ergehen lassen, so ist es um so merkwürdiger, wie wenig Gelegenheiten bis jetzt die Gouverneurs der Ostindischen Compagnie zu Klagen gegeben haben. So viel wir da-

von unterrichtet werden konnten, sind die St. Helener seit langer Zeit von gemäßigten und billigen Männern befehligt worden. So lange sie dieses Glück genießen werden, darf man ihren Aufenthalt für ein irdisches Paradies halten. Möge der Anblick ihres Glückes für Napoleon keine grausamere Strafe seyn, als seine Verbannung. (Eine Phrase, welche heißt, möge er andere nicht so sehr beneiden, als er in sich selbst verliebt ist.)

Das Loos der Soldaten ist weniger glücklich, als das der Einwohner. Ihr Sold ist klein, und sie erhalten nur wenig gesalzenes Fleisch. Die gewerbfleißigen unter ihnen erhalten dann und wann Erlaubniß, für die Einwohner zu arbeiten; sie gewinnen auch einiges Geld, indem sie Brennholz aus dem Gebürge zur Stadt bringen.

Man hat das weibliche Geschlecht von St. Helena beschuldigt, nicht eben den ordentlichsten Lebenswandel zu führen, und Liebeshändel mit den Offizieren der anlandenden Schiffe zu haben. Sollte dieses bei einigen

die Wahrheit seyn, so herrschte doch nirgends unter den Weibern Sittsamkeit, Keuschheit und Einfalt in solchem Grade, als auf unserer Insel. Und sollten wir auch unter den Damen der Insel einigen Hang zur Galanterie vermuthen, so halten sie doch streng auf die Grundsätze der Ehre. Die Freiheiten, welche eine Dame sich in gewissen Hinsichten nimmt, entscheiden platterdings nicht für ihre übrigen Grundsätze. Die Helenerinnen gleichen nicht den galanten Frauen in Europa; sie sind von strenger Treue, und ergeben sich nicht der Gewinnsucht, wie die meisten Frauen von London und Paris. Sie scheinen das Vergnügen, das sie andern bereiten, lebhaft mitzufühlen, ohne irgend eine gewinnsüchtige Absicht.

Giebt es deren, welche sich den angekommenen Seeleuten hingeben, so sind es höchstens solche, die in der Stadt nahe am Hafen leben. Auch wird dieser Vorwurf weniger den Ehefrauen, als den Unverheiratheten gemacht, welche ihre, die Zahl des männli-

chen Geschlechts weit übersteigende Menge sehr oft hindert, einen Ehemann zu finden. (Hier ist der Pariser ganz in seinem Fache, mit den Rücksichten, welche man einem so liebenswürdigen schönen Geschlechte schuldig ist, vertheidigt er die Sache der Huren von Paris aus bis unter den 16° Südlicher Breite. Er sagt, wenn sie gleich lüderlich sind, so halten sie doch auf Grundsätze der Ehre, die wohl in französischer Philosophie mögen begründet seyn. Die Lüderlichkeit entscheidet nach ihm nicht über die Grundsätze der Damen, so nennt er die, denen sein Original entehrendere Namen giebt, und beweist dadurch, daß seine eignen Grundsätze für seine Lüderlichkeit, und seine Lüderlichkeit für seine und der lüderlichen Weiber Grundsätze entscheiden. Er empfiehlt als eine besondere Tugend, daß diese Damen nicht so theuer, und getreuer sind, als die Pariser und Londner Damen, die ihn vielleicht viel gekostet haben, und scheint die Exilirten zu beneiden, welche die vielen Damen trösten können, die keine Männer bekommen.)

Der Fehler, den man mit einigem Grund den Helenerinnen vorwerfen könnte, wäre ihre Neigung, durch Schwätzerei und üble Nachrede vielen Verdruß in den Haushaltungen unter einander zu erregen, und wir theilen

hier den Tagsbefehl eines Gouverneurs von St. Helena mit, der in Bezug auf diese üble Eigenschaft der Helenerinnen einstens dort ergangen ist.

„Wir haben in Erfahrung gebracht, daß mehrere müßige und plauderhafte Frauen sich ein Geschäft draus machen, von Haus zu Haus zu laufen, allerlei falsche und skandalöse Gerüchte zu erfinden und zu verbreiten, wodurch sie Uneinigkeit und Streit unter den Nachbarn und oft sogar unter Eheleuten, zu großer Aergerniß und Störung aller guten und ruhigen Leute, und zu gänzlicher Untergrabung aller Freundschaft und guten Nachbarschaft aussäen; damit nun dieser Mißbrauch gestraft und abgestellt, aller Streit geendet, die nachbarliche Liebe von neuem belebt, und alte Freundschaft erhalten werde, so befehlen wir, daß wenn von nun an irgend eine Frau überwiesen werden kann, Gespräche weiter zu tragen, Streit anzufachen, zu verläumden, oder sich zu berauschen, oder irgend eines anderen anerkannten Lasters

sich schuldig gemacht zu haben, daß dieselbe der Strafe des Untertauchens ins Wasser, oder der Ruthenstreiche, oder einer anderen Züchtigung, nachdem es der Fall erfordert, und Gouverneur und Rath es für gut befinden, zu unterziehen ist. (O arme Helenischen Klatschliesen, welchen unerschöpflichen Gegenstand der üblen Nachreden bringt man in eure Mitte. Ihr dürft nur die 7te Bitte des Vater Unsers von Herzen beten, oder ihr werdet als Tauch-Enten und Ruthenabdrücke sterben!)

Man muß nicht glauben, als sey die Gesellschaft unangenehm in St. Helena, und als seyen die Damen dort nicht liebenswürdig. Zum Beweis des Gegentheils will ich hier anführen, was der Capitain Furneaux von einem Ball erzählt, welchen ihnen ein Beamter der Compagnie 1775 gab.

Als ich in den Saal trat, ward ich angenehm von der Schönheit und Eleganz der Damen überrascht; ich glaubte in die glänzendste Hauptstadt von Europa versetzt zu seyn; ihre Gesichtszüge waren regelmäßig, ihre

Formen anmuthig, ihre Gesichtsfarbe sehr weiß; sie entwickelten eine angenehme Leichtigkeit des geselligen Betragens, Fröhlichkeit, Geist und Einbildungskraft; wodurch die Unterhaltung belebt, und aller Zwang verbannt wurde. Den folgenden Tag wohnten sie alle einem zweiten Balle bei, und schienen, trotz einer so kurzen Zwischenzeit, nicht ermüdet. Es waren so viele Damen da, daß sie nicht alle Tänzer finden konnten, wenn gleich deren Mehrere von unsern Schiffen beiwohnten." (Ach wenn der liebe Pariser doch hätte mittanzen können!)

Zu der Zeit, da Capitain Furneaux in St. Helena war, hatte die Ostindische Compagnie zwei Braminen dahin in einen kleinen Pachthof verwiesen, welche sich ihrem Vortheil widersetzt hatten. Man weis nicht, ob ihr Verbrechen wahr oder nur Beschuldigung war, aber die sehr verschiedene Art der Engländer und Holländer, ihre Gefangenen zu behandeln, war damals sehr merkwürdig: während der König von Madera in einem

Kerker auf der Robbeninsel eingesperrt war, hatten die Braminen die ganze Insel St. Helena zum Gefängniß, sie hatten den Genuß eines Hauses, eines Gartens, und der Bedienung mehrerer Sklaven.

Die Stadt, welche Jamestown (Jakobsstadt) heißt, liegt an dem nördlichen Ausgang des Capellenthales; sie gleicht einer Lagerstraße, und kann etwa 50 getrennte Häuser enthalten. Zwei steile Berge schließen sie von beiden Seiten ein. Das Haus des Gouverneurs, welches auf einem derselben liegt, hat mehrere bequeme und geräumige Gemächer, hinter dem Hause befindet sich ein kleiner Garten, mit einigen gedeckten Gängen und merkwürdigen Ostindischen Baumgewächsen. Die Baracken der Garnison liegen tiefer im Thal. Außer der Feste und dem Hause des Gouverneurs umfaßt die Stadt auch noch ein Krankenhaus und eine Kirche der englischen Gottesverehrung, in welchen Sonntags sich die Bewohner der andern Thäler versammeln. Mehrere Gebäude sind zum Ge-

brauch der Colonisten erbaut worden. Man hat am Uferrand Treppen angelegt, über welche man ausschifft. Es sind mehrere Thore mit Zugbrücken da, und eine bedeutende Batterie, der Esplanade gegenüber, die mit schönen Bananasfeigenbäumen besetzt ist. (Ein weit klareres, ja recht anschauliches Gemählde von Jamestown theilt Lichtenstein mit. Wir wiederholen es hier mit Einfügung weniger anderen Notizen. Jamestown liegt in einer engen Bergschlucht (des Jamesthals), durch welche sich ein Bach in das Meer herab ergießt. Hier ist der einzige Landungsplatz, den eine Achtung gebietende Strandbatterie vertheidigt. Die Rhede wird durch eben so furchtbare Festungswerke von verschiedenen Höhen der beiderseitigen Berge aus, gedeckt. Die Schaluppen landen an einer bequemen massiv erbauten Mouille (Uferbrüstung). Von hier kömmt man zunächst an den rechten Flügel der Strandbatterie, hinter welcher eine schöne Allee von indischen Feigenbäumen (Ficus religiosa) bis an das Thor führt, dieses macht ungefähr die Mitte der Mauer, welche die beiden Berge verbindend die Stadt vom Strande trennt. Beim Eintritt sieht man das ansehnliche Haus des Gouverneurs, links von dort an bilden eine lange Straße, und einige seitwärts und höher liegende

Häu-

Häuser die ziemlich dunkle und unfreundliche Stadt, (ein neuerer Reisender nennt sie nett und eng, Die Häuserreihen sind dennoch so nah an die schroffe Felsenwand angebaut, daß manchmal niederstürzende Massen die Einwohner in den Wohnungen erschlagen.) Am Ende dieser Straße liegen die Gärten des Gouverneurs und einiger Privatpersonen. Hinter dem letzten wehrt eine Schildwache den Fremden das weitere Vordringen. Die meisten Alleen sind von Ficus religiosa und bengalensis. Die Seitenalleen vorzüglich von bedeutend hohem schattenreichen Bambusrohr. Viele europäische, afrikanische, ostindische, neuholländische und südamerikanische Pflanzen gedeihen hier neben einander. Lichtenstein bewunderte besonders einen Baum (Barringtonia speciosa) alle Zweige voll Blüthen, etwa gleich einer auf jeder Zweigspitze eine große Cactusblüthe tragenden schönen Linde. Cook hatte ihn bei der Rückkehr von seiner zweiten Reise gepflanzt, er war schon ansehnlich groß. Proteen, Erythrinen, Sophoren und andre Cappflanzen standen umher, und tiefer im Garten auf fruchtbarem Boden zeigten Kokos, Dattel und Schirmpflanzen (Corypha minor), welche nie auf dem Cap gedeihen wollten, einen gesunden Wuchs.)

(Lord Valentia der neuste Reisebeschreiber dieser Insel, die er 1802 und 1806 besuchte, sagt in

seiner in den letzten Jahren erschienenen Reise nach Indien und Zeylon von St. Helena:

„23sten August. Die Töchter des Gouverneurs von St. Helena begaben sich mit Anbruch des Tages ins Schloß, in einem leichten von Ochsen gezogenen Wagen; denn diese letzten sind die einzigen Thiere, die man zum Besteigen des Ladder Hill genannten Hügels gebrauchen kann.

„28sten August. Gegen den Hügel Ladder Hill ist ein Lustschloß, Longwood genannt, in welchem der Gouverneur wohnt. Es gleicht mehr als jeder andere Ort auf St. Helena den Englischen. Die Ebene war sonst mit Gummibäumen bedeckt, die aber, als man den Eingang öffnete, der die Ostwinde abhielt, nach und nach verschwanden. Man hat von neuem junge Bäume gepflanzt, die, ungeachtet dieses zerstörenden Windes, gut fortkommen. Ich bedauerte, daß man keine nützlicheren Bäume als Gummibäume anpflanzt, weil diese nicht höher als 30 Fuß werden und bloß zum Brennen zu gebrauchen sind. Der Colonel sucht den Lerchenbaum (Meléze) einzuführen, welches ihm auch gelingen wird, wenn er ihn nur vor den Ziegen sichern kann. Diese Thiere sind in freyem Zustande auf der ganzen Insel verbreitet, und verhindern die Anlegung jeder Pflanzung ohne Zaun oder Geländer. Es ist wahr daß man durch sie immer frisches Fleisch auf der

Insel haben kann; aber man könnte diese Vortheile auch erhalten, wenn man eine theilweise Vernichtung frey geben, und die Pächter verpflichten wollte, etwas zur Ersetzung dieser Speise zu liefern, welches sie gewiß willig thäten. Auf allen erhabenen Gegenden der Insel ist der Boden vortrefflich, aber es fehlt an Wasser. Man hat noch Hoffnung welches zu finden, und alsdann wären funfzehnhundert Acker Landes, die jezt unnütz sind, im Stande, genug Thiere zur Unterhaltung der Insel und der anlandenden Schiffe, zu ernähren.

Der Gouverneur-Lieutenant und die Compagnie hat ungefähr 1400 Akres Land innen. Diese Zahl giebt mit den freyen Gütern vereinigt, sieben- bis achttausend Akres bebautes Land. Der übrige Theil der Insel, den man auf dreißigtausend Akres schätzt, ist unnütz, könnte aber vortreffliche Weiden abgeben, wenn es ihm nicht so sehr an Wasser mangelte. In keinem Lande der Welt wird die Arbeit der Pächter so gut belohnt, als hier. In guten Jahren geben die besten Ländereyen 3 Kartoffelernten, welches im Ganzen auf den Akre vierhundert Bushels macht, (der Bushel ist 3 Scheffel), zu 8 Schilling (2 Rthlr.) für den Bushel. Die ungeheure Anzahl Ratten verhindern das Säen des Getreides; daher sind die Pächter verbunden, sich auf Wiesen, Früchte und Gemüse zu be-

schränken. Die Orangen, Limonen, Feigen, Weintrauben, Bananen, Pfirsiche, Granaden, Melonen, Wassermelonen, Kürbisse, sind die gewöhnlichen Producte. Bloß auf der Tafel des Gouverneurs sieht man einige seltenere Früchte, als Mangos, Cocosnüsse, Ananas und Erdbeeren. Ein einziger Aepfelgarten prangt, und giebt den Eigenthümer 5633 Gulden Einkommen. Die in Europa so geschätzte Frucht hat sonst nirgends fortkommen wollen. Das Arum esculentum wird blos zum Gebrauch für die Sclaven gebaut. Die Schafheerden reichen nicht einmal zum Verbrauch der Insel hin. Die von der Englischen Race würden am besten fortkommen, aber ihre Ausfuhr ist nach den Englischen Gesetzen verboten, und bis jetzt hat man für diese kleine aber wichtige Colonie noch keine Ausnahme gemacht, ob sie gleich oft darum anhielt. Man findet hier auch Ochsen, deren Fleisch aber mager und ohne Farbe ist. Die Schweine sind in reichen Häusern gut, aber die, welche man auf den Markt kauft, sind kaum zu essen, weil man sie gewöhnlich mit den Ueberbleibseln der gemeinsten Fische füttert. Ziegen sind in Ueberfluß vorhanden, und ihr Fleisch ist sehr schmackhaft.

Was über die Erzeugnisse dieser Insel gesagt wurde, giebt ihren Werth zu erkennen, und zeigt, mit welcher Leichtigkeit sich die Schiffe versorgen

könnten. Unglücklicher Weise ist die Provision, die jetzt zu erhalten ist, nicht so groß als sie seyn könnte; und man muß es dem Monopolgeist anrechnen, der seinen schädlichen Einfluß bis in die Mitte des südlichen Atlantischen Meeres erstreckt.

Alle oben angeführten Artikel, ausgenommen Rindfleisch, sind so theuer, daß ihr Gebrauch auf die Tafel der Officiere beschränkt ist. Was letzteres betrifft, so wird es um 14 Kreuzer das Pfund verkauft, welche von der Regierung als der höchste Preis bestimmt wurden. Ein kalekutsches Huhn kostet 24 Gulden; eine Gans 12 Gulden; eine kleine Ente 4 Gulden 36 Kreuzer; ein Huhn 2½ bis 5 Schilling; frisches Schweinfleich einen Schilling das Pfund; Kartoffeln 8 Schilling der Bushel; ein Kohlkopf 18 Pence; das Dutzend Limonien einen Schilling; ein Kürbis 10 Gulden. Die Fische von denen man siebzig Arten, manche in Ueberfluß, um die Insel findet, sind übermäßig theuer. Ohne Zweifel kann man den Markt mit alleu Producten der Insel überfüllen, so daß sich die landenden Schiffe leicht verproviantiven könnten; aber gegenwärtig bemühen sich die Pächter die Preise zu erhalten, und lassen lieber ihre Früchte und ihr Gemüse verderben als daß sie unter dem gewohnten Preis verkaufen. Dieser Unbequemlichkeit wäre abzuhelfen, wenn man öffentliche Anlagen durch Sclaven der Regierung

anbauen ließe, und die geernteten Waaren um einen mäßigen, die Arbeit belohnenden, und noch Gewinn bringenden Preis verkaufen. Diese könnten auch zum Erziehen und verbreiten nützlicher Pflanzen gebraucht werden: wie der Mango, welcher nur in einem einzigen Individuum, das die Regierung besitzt, vorhanden ist und sehr gut in den Thälern fortkäme; oder auch der Loquot und einige andere chinesische Früchte die ohne Zweifel nicht minder gut fortkämen.

Einer der wichtigsten Gegenstände ist die Vermehruug der Heerden von großem und kleinem Vieh. Jetzt, obgleich die Mannschaft der indischen Schiffe bey ihrer Ankunft ihre Ration Rindfleisch bekommt, ist dieses doch so selten, daß während des größten Theils des Jahres die Einwohner bloß von eingesalzenen Waaren leben, welche ihnen die Ostindische Gesellschaft mit einem jährlichen Verlust von 67,600 Gulden liefert.

Große Strecken Landes sind besonders bey Longwood wegen Mangel an Wasser unnütz. Da aber die Thäler durch Ströme bewässert sind, die wahrscheinlich sehr hoch herabkommen, so darf man mit Recht hoffen, daß die hohen Ebenen da und dort Quellen haben. Könnte man keine entdecken, so müßte man das Wasser durch Maschinen hinaufbringen, und so könnte man diese Ländereyen mit gro-

zeu Nutzen zur Nahrung des Viehes gebrauchen. In gewissen Jahren soll die Trockenheit so groß gewesen seyn, daß man fürchtete, das Vieh gänzlich zu Grunde gehen zu sehen. Die Berge von St. Helena sind ganz ohne Bäume, ausgenommen der der Diana. Selten, außer im Winter, giebt es einen Tag, an welchem auf diesem Berge nicht ein Gewitter ist. Wären die andern Hügel an ihren Gipfeln auch mit Bäumen und Gebüschen versehen, so zögen sie ohne Zweifel auch die Wolken an, und hielten die Feuchtigkeit zurück. Was ich in andern Climaten gesehen habe, verleitet mich dieses zu glauben; zum wenigsten wäre es eines Versuches werth, da es ohnedieß in der Insel an Holz, nicht blos zum Gebrauche der Marine, sondern auch zur Consumtion mangelt.

Wegen der Sclaven sind in St. Helena sehr gute, menschenfreundliche Gesetze, daher auch diese Menschen-Classe eben so fröhlich als freye englische Arbeiter ist. Es giebt in dieser entlegenen Insel wenig Verführungen, die sie zum Verbrechen verleiten könnten. Seit langer Zeit hat die Einfuhr der Neger aufgehört. Demungeachtet vermehrt sich ihre Anzahl immer, was an einem Orte, wo jede Nahrung überflüssig vorhanden, und nichts den Absichten der Vorsehung entgegen ist, nicht anders seyn kann. Die Einwohner von St. Helena behan-

behandeln ihre Sclaven mit sehr viel Güte und scheinen in jeder Hinsicht eine jeder Achtung würdige Menschenrace.)

St. Helena würde unstreitig einer der angenehmsten Aufenthaltsorte der Welt seyn, und würde einem Manne, der ermüdet von dem Getümmel der Geschäfte sich der Betrachtung zu ergeben liebt, die reizendste Zuflucht darbieten, wenn sie von größerem Umfange und näher am festen Lande, oder wenigstens von Schiffen besuchter wäre. (Oder wenn die Theater, und Caffee- und Spielhäuser von Paris da wären, oder verrätherische Correspondenz nicht so weitläuftig; was die bonne société betrifft, ist der Referent ohne Sorge, er hat ihr oben das Wort geredet, und sie billiger als zu Paris gepriesen. Versteht er etwa unter dem Manne, der vom Getümmel der Geschäfte sich dort zur Betrachtung begeben will, Napoleon, der tummelte sich freilich in vielen Geschäften herum, deren Mühe er sich hätte sparen können. Zur Betrachtung genügte indischen und christlichen Heiligen der Raum auf einer Säule, Napoleon stellte sich aber nur in Effigie auf die Schandsäule des Platzes Vendome. Der Franzose versteht unter Betrachtung vielleicht, allerlei

Curiositäten betrachten, nach seiner Philosophie. Es wird ihm ganz bange über der Einsamkeit zu St. Helena.) Seit das Vorgebürge der guten Hoffnung im Besitz der Engländer ist, wird sie seltner besucht, und ihre Bevölkerung hat wie ihr Handel darunter leiden müssen. Aber nun, da sie die letzte Freistatt (soll heißen Gefängniß) des berüchtigten Mannes geworden, der in dem festen Lande Europa's nicht Raum genug fand, und den Europa aus seinem Schooße auswarf, wird sie größere Berühmtheit erlangen, als sie je gehabt, und die Neugierde, welche vor keiner Entfernung erschrickt, wird gegen diese Felsen viele Schiffe treiben, welche bisher entweder dort zu landen verschmähten, oder nicht Muße hatten. (Mit welchem Pathos er die Schiffe antreiben läßt, er will das Hin- und Hertragen schon zum voraus recht unschuldig machen, aber die Neugierde, welche vor keiner Ferne erschrickt, wird vor den englischen Batterieen erschrecken, und es wird da noch weniger Besuch geben, als bisher.)

Wenn Napoleon Bonaparte fähig ist, weise zu werden, wird er sich zu glücklich schätzen,

daß ihm die Vorsehung so viele Muße bewilligt, die Stimme des Gewissens anzuhören, und durch Reue die Drangsale zu versühnen, welche seine Ehrsucht über das menschliche Geschlecht gebracht hat. (Man hätte ihm etwa Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht, Bewußtseyn, und Reue versöhnt, zur Privataufführung mitgeben können.) Wie glücklich wäre Frankreich jetzt, wenn es ihm niemals eingefallen wäre, die Insel zu verlassen, deren Oberherrschaft die Großmuth der Mächte ihm verliehen hatte! (Nicht so glücklich, als jetzt, da es doch einige (!) Schelmen los ist; er mußte kommen, sonst kamen wir nicht! Der Pariser spricht hier, als wenn es dem Napoleon nie eingefallen wäre, zurückzukommen, ohne gerufen zu seyn, oder ist es auch den Franzosen nur eingefallen, ihm sämmtlich entgegen zu kommen. Das sind Einfälle, sich weiß zu brennen.) Er erschien, und alsobald haben sich alle Wogen des Lasters und des Unglücks über unser Vaterland ergossen. (Das heißt, das Land war gestrichen voll Laster und Unglück, und da er hinein trat, wollte die Suppe über die Gränze nach Deutschland überfließen, es wurde ihr aber bei belle Alliance zur Ader gelassen, und jetzt etwas ge-

schröpft. Uebrigens bleibt eine gute alte Essigmutter des Vinaigre à quatre voleurs immer darin.) In drey Monaten hat dieser scheußliche Vulkan (Sie meinen doch Napoleon?) unser Vaterland mit mehr Ruinen bedeckt, als alle Umwälzungen auf zwanzig andre Reiche gebracht haben. (Hier spricht er die neueste langage, aber er soll die 20 andre Reiche fragen, und für jedes gebrannte Herzeleid, das sie mehr erlitten, eine Minute seines liebenswürdigen Daseyns verlieren, dann kömmt er nie mehr auf die Welt, und war nie da!) Wolle Gott! daß die guten Helener ihre Ruhe durch die Gegenwart dieser Geißel der Menschheit, die man in ihre friedlichen Wohnungen sendete, nicht verlieren mögen! (Dieser Schluß ist seine captatio benevolentiae!)

Nachschrift.

Der Druck dieses Büchelchens war vollendet, als wir durch die englischen Tagsblätter allerlei Einzelnheiten in Hinsicht auf Napoleon erfuhren, welche wir nicht mit Still-

schweigen übergehen dürfen. Als man ihm seine Bestimmung nach St. Helena anzeigte, erklärte er, man werde ihn nicht lebendig hinbringen; und da man ihm antwortete, man würde ihn so bewachen, daß es ihm unmöglich werden würde, Hand an sich zu legen, versetzte er: die Freunde, die um mich bleiben, werden mir diesen Dienst thun.

Die Zahl seiner Freunde nahm bald ab. Wirklich wurden die Generale Bertrand, Savary, Lallemand, und einige andere von ihm getrennt, um eingeschifft und der Gerechtigkeit des Königs von Frankreich überliefert zu werden. Man ließ ihm nur drei Adjutanten und zwölf Bedienten. Bei seiner Ankunft auf St. Helena, sollte er auf der Rhede bleiben, bis ihm ein Haus errichtet worden. Er sollte auf der Insel einer ehrbaren Freiheit, und des Vergnügens der Jagd genießen, unter der Aufsicht eines Offiziers und zweier Soldaten, die Befehl erhalten, nach ihm zu schießen, wenn es ihm gelüsten sollte zu ent-

laufen. Alle seine Briefe soll der Gouverneur lesen, und die Französische Regierung mit der Befriedigung seiner Bedürfnisse beauftragt seyn.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in dem Augenblicke, da wir dieses schreiben, das Schiff, welches ihn führt, schon die Küsten von England verlassen hat, und daß die ersten Neuigkeiten, welche wir von ihm erhalten, von Madera datirt, nicht vor dem Ende des Septembers bei uns anlangen werden.

So weit geht die Erzählung des Mannes von der großen Nation, über die letzten Tage, die sein schönes Frankreich das Glück hatte, den ewig berühmten Corsischen Schelm zu besitzen, und über die reizende Insel, deren jolies filles aux tabliers blancs, jetzt die Ehre haben werden, de verser au petit Caporal vert d'un punch excellent. Die liebe Sippschaft des italienischen Gauners, die ganze Zigeuner Familie ist mit ihrem Raube

ruhig nach allen Richtungen aus einander gereist. Diese unverschämten Diebe, Taschenspieler, Weltschinder, diese Satanscomödianten alles Ehrwürdigen, diese Autoritäten alles Lasters, sind mit den Resten ihrer zusammen gestohlenen Garderobe und mit der getheilten Kasse ihrer Haupt- und Staatsaktionen in Deutschland und der Schweiz und Italien zerstreut, und werden ruhig und ungestört, unter so genannter Aufsicht, ihren Raub verschlemmen und verprassen. Es kömmt dabei Geld ins Land! Aber auch Skandal, und Sünde und Verführung, und je kleiner, unbedeutender und schuldloser die Winkel ihres Aufenthalts sind, desto gräßlicher ist der Verderb. In die Hauptstädte hätte man sie wenigstens stecken sollen, in die abgelegenen und verrufenen Straßen. — Gott erhalte die schuldlosen Einwohner von Grätz und Ellwangen! —

Wir fügen hier noch eine Reihe von Nachrichten über Bonaparte nach der Schlacht von Belle Alliance und auf der Rhede von

England bei, welche dem französischen Herausgeber entweder entgangen sind, oder nicht wohlgefallen haben.

Herr Didier, Bonapartes Kabinetssecretair, hat „Scenen nach der Schlacht bei Waterloo, in Bonapartes Kabinet im Pallast Elysee" herausgegeben. Am 20. Juni des Abends kam Bonaparte daselbst an, hatte eine lange Unterredung mit Madame St. Leu, worauf dann Maret und Regnault spät in der Nacht gemeldet wurden. Als Didier eintrat, saß Maret mit einem sauren Gesichte in einem Winkel, Regnault stand vor einem Tisch mit der Feder in der Hand, und ein beschriebenes Blatt lesend, Bonaparte ging herum, schnupfte beständig, und zerbiß die Nägel. Plötzlich stand er still: „Nun das Bülletin?" „Hier ist korrigirt," erwiederte der Staatsminister. B. Lassen Sie hören. Bei zwei Drittel der Stellen stampfte er mit

den Füßen, und rief: „sie war gewonnen.“ „Sie ist verloren,“ sagte R. mit einem tiefen Seufzer, als er geendet hatte. B. „Sie ist verloren — (nach einer Pause) und mein Ruhm mit ihr.“ R. Einer Niederlage können Sie 50 Siege entgegensetzen. M. Diese Niederlage ist entscheidend; der Kaiser hat Recht. B. Sie sind nicht gewohnt zu verlieren, sie werden den Sieg mißbrauchen. M. Die, deren Feigheit Wellingtons Muth siegend macht, sind Ihnen gefährlicher und mehr feind, als die Engländer und Preußen rc. Bonaparte rechnete jedoch noch darauf, die Armee zu sammeln, und als Maret fragte: Sind Sie Soults und Suchets sicher? antwortete B.: Grouchy ist ein ehrlicher Mann, Soult aber hat Bürgschaft geleistet. Regnault meinte, nur die Diktatur könne retten, worauf Maret versetzte: keine Diktatur, aber auch keinen Schimpf. Greift man uns an, so werden wir uns vertheidigen. — Trotz seiner Müdigkeit nahm Bonaparte nach 2 Uhr noch einen Besuch an.

London vom 28. Juli.

Nach dem Bericht des Capitain Maitland machten der Graf Las Casas, (Verfasser des historischen Atlasses) und General Allemand ihm den ersten Antrag, Bonaparten an Bord zu nehmen. Da der Capitain, seinen geheimen Befehlen zufolge, sich dazu berechtigt glaubte, nahm er den Vorschlag an, erklärte jedoch ganz bestimmt: daß er nicht befugt sey, Bedingungen irgend einer Art einzugehen, sondern sich darauf beschränken müsse, Bonaparte nach England zu bringen. Bei seiner Ankunft redete er den Capitain mit den Worten an: „Ich komme, um den Schutz Ihres Regenten und Ihrer Gesetze zu erbitten,“ nahm ohne Zeremonie von der größten Kajüte Besitz, lud die Offiziere zur Tafel ein, und sprach mit großer Freimüthigkeit über die gegenwärtige Lage der Dinge. „Er habe alle Politik völlig aufgegeben, und die Einladung der Armee der Loire abgelehnt. Seinetwegen solle kein Tropfen Bluts mehr vergossen werden. Allein die Bourbons könnten unmög-

lich lange regieren, und bald werde Napoleon der zweite zum Thron berufen werden; dem Fouché sey nicht zu trauen ꝛc." Er sprach mit den Matrosen freundlich, und sie erklärten ihn bei ihrer Ankunft in Torbay für einen verzweifelt lustigen Gesellen. Bald nach seiner Ankunft auf dem Bellerophon machte er einen Besuch auf dem Superbe beim Admiral Hotham, mit welchem er frühstückte. General Bertrand stieg zuerst hinan, und wurde dem Admiral vorgestellt. Bonaparte folgte. Napoleon machte eine Verbeugung gegen den Admiral, ging ohne Umstände in dessen Kajüte und ließ ihm sagen, daß es ihm angenehm seyn werde, ihn zu sprechen. Er fragte nach allem auf dem Schiffe, wünschte die Seesoldaten zu mustern, untersuchte ihre Waffen und Kleidung, erkundigte sich nach ihrer Bezahlung, Prisengeldern, Taback ꝛc., und als er erfuhr, daß diese Sachen durch Commissarien geliefert würden, fragte er: ob sie denn nicht betrogen würden? Dem Admiral erklärte er: er habe sich den Engländern ergeben,

weil er dann von der Rechtlichkeit einer ganzen Nation abhänge; hätte er sich irgend einer andern Macht anvertraut, so würde er den Launen einer einzelnen Person unterworfen seyn. Ueberhaupt redete er sehr zum Vortheil Englands. Ohne England wäre er längst Herr des Morgen- und Abendlandes. Die unerschütterliche Standhaftigkeit der Britten bei Waterloo habe ihn in Erstaunen gesetzt. Wäre Lord Uxbridge nicht verwundet worden, so wäre er damals in Gefangenschaft gerathen. Er müsse gestehn, daß Wellington ein größerer Feldherr als er sey. Dagegen bemerkte er, als er Lord Hoods Bildniß erblickte, Er sey es gewesen, der vormals (als Lieutenant) alle Bomben auf die englische Flotte vor Toulon werfen lassen. Als er zuerst die englische Küste entdeckte, rief er: „Da ist endlich das schöne Land, welches ich bisher nur von Calais und Boulogne aus erblickte!“ Er steht um 7 Uhr auf, frühstückt um 11, und ißt um 6 Uhr zu Mittage. Wein genießt er wenig, Kaffee aber sehr viel. Nach

Torbay strömte alles, 10 bis 15 Meilen weit, ihn zu sehen, und der Bellerophon war stets mit einer Menge von Booten umringt, und unsere Zeitungen behaupten: es sey ein Glück, daß er auf dem Schiffe geblieben, sonst würden bei dem Gedränge Personen zu Schaden gekommen seyn. Der Ex-Kaiser erschien aber nur selten auf dem Verdeck, in der grünen Uniform mit nanquinfarbenen Beinkleidern und seidenen Strümpfen, und scheint gesund und guter Laune. Nur wenn er die englischen Zeitungen liest, und darin ihm unangenehme Dinge findet, wölkt sich seine Stirn. Seit dem 26sten ist er auf dem Bellerophon zu Plymouth eingelaufen. Die sonst nur Souveränen gebührenden Ehrenbezeugungen, die man ihm bisher erwiesen, z. B. daß Admiral Hotham selbst die Masten seinetwegen bemannen ließ, sind untersagt; er soll bloß wie ein General behandelt werden. Sein Gefolge aber beweiset ihm die größte Ehrerbietung. Selbst der Herzog von Rovigo spricht nur mit entblößtem Haupt mit ihm. —

Unsere meisten Zeitungen stimmen jetzt dahin, daß man ihn nach St. Helena bringen werde, weil diese Insel ganz einzeln im äthiopischen Meere und 100 Meilen von allen andern Ländern entfernt liegt, nur Einen Hafen hat, und von dem Berge Diana, wegen der stets heiteren Luft, jedes annahende Schiff 15 Meilen weit erblickt werden kann. Andere aber wollen die Unzugänglichkeit dieser Insel bestreiten, und versichern, daß man an mehreren Stellen landen könne, und Helena überhaupt ein gefährlicher Platz sey, weil Bonaparte von Ostindienfahrern aller Nationen, die dort einzukehren pflegen, leicht entführt, und nach dem Lande gebracht werde könnte, wo wir, trotz aller scheinbaren Stärke, am verwundbarsten sind. Da die Insel vulkanischen Ursprungs ist, so wäre der politische Vulkan Europens dort freilich auf der rechten Stelle. Unsere Blätter lassen, aber wohl zu voreilig, schon das Schiff bestellen, welches ihn nach St. Helena bringen, und den Offizier, welcher ihn dort bewachen soll. —

Nach glaubhaften Berichten wurde unser Capitain Wright, der in Napoleons Kriegsgefangenschaft gerathen war, zu Tode gemartert, um von ihm gewisse Geständnisse zu erpressen. Unsere Zeitungen werfen daher die Frage auf: Wie, wenn die Familie Wright jetzt Klage gegen den Mörder erhöbe? Ein dem Korsen nicht günstiges Blatt bringt den Ausspruch des Staatsrechtslehrers Vattel in Erinnerung: „Es giebt einen Fall, wo man einen Feind, der sich ergiebt, das Leben absprechen kann; der nehmlich, wenn dieser Feind sich einer ungeheuren Verletzung des Völkerrechts, vornehmlich der Gesetze des Krieges, schuldig gemacht hat." Ein solches Urtheil ist nicht Folge des Krieges, sondern Strafe des Verbrechens.

Napoleon Bonaparte an Bord des Bellerophon.

Die englischen Zeitungen beschäftigen sich viel mit dieser in ihrer Art einzigen Erscheinung. Bonaparte, der vor zwölf Jahren Eng-

land mit einem unverzüglichen Einfall bedrohete, gegen dessen halb erschlichene, halb seiner Nation entwendete Obergewalt, England sich unablässig stämmte, diesen Mann jetzt als Gefangenen an der Küste von England zu sehen, ist allerdings für jeden Engländer ein herzerhebendes Schauspiel, und wenn gleich von den Tausenden von Zuschauern, die ihn, von ihren Booten aus, in einer Entfernung von etwa drittehalb hundert Schritten, betrachten, keine den Mann charakterisirende Züge aufgefaßt werden können; so ist die Neugier doch auch mit dem zufrieden, was sich bei dem vorhandenen Verbot, den Bellerophon selbst zu besteigen, von Bonaparte's äußern Manieren beobachten und wiedererzählen läßt. Ein Brief von seinem ersten Ankerplatze, von Torbay her, geschrieben, sagt folgendes: Bonaparte's Gestalt ist am besten abgebildet in zweien älteren Kupferstichen, in deren einem er, die Hände kreuzweis auf dem Rücken haltend, auf der Parade seiner Garde, und in dem zweiten, im Garten

von Malmaison, in nachsinnender Stellung, erscheint. In diesen beiden Kupferstichen ist die Aehnlichkeit vollkommen, nur ist er jetzt viel corpulenter. Sein Auge ist von dunkler Farbe, eher klein als groß, aber sein Blick höchst durchdringend, die Gesichtsfarbe gelbbraun, die Lippen sind dünn, das Kinn merklich hervorstehend, der Scheitel ist schon ziemlich kahl, nur vor und hinter dem Ohre guckt ein Ringel schwarzer Haare hervor. Man würde seine Gesichtsbildung angenehm finden können, wenn man nicht bei seinem Anblick an alle das Unheil erinnert würde, welches er über Europa gebracht hat. Als ich ihn das erstemal sahe, saß er an dem offenen Fenster seiner Cajütte und las eine Zeitung; er war sehr ernst, sprach dann und wann mit den Generalen Bertrand und l'Allemand, die vor ihm standen, und blickte von Zeit zu Zeit mit seinem Taschen-Perspectiv nach den Booten herab, die zu vielen hunderten um sein Schiff her versammelt waren.

Um 5 Uhr kam er aufs Verdeck in einer

simplen grünen Uniform mit rothem Kragen, der um den Hals dicht zugeknöpft war, zwei goldenen Epauletten, den Stern der Ehrenlegion auf der linken Brust, weißen Piquéweste, Nanquin-Beinkleidern, kleinem dreieckigen Hut und großen Stiefeln. In diesem Costüme ging er auf der Seeseite des Schiffs neben dem General l'Allemand, die rechte Hand gewöhnlich in der Tasche, in der andern entweder das Schnupftuch oder das Perspectiv haltend, auf dem Offizier-Verdeck wohl eine Stunde lang auf und ab. Er sprach wenig, schien mehr auf l'Allemands Unterhaltung zu achten, stand, wenn er den Gang auf dem Verdeck zu Ende kam, jedesmal einige Secunden lang still, ehe er wieder umkehrte; dann und wann beugte er sich vorwärts, um die Zuschauer in den Booten zu betrachten. Der Capitain Maitland stand mit zweien von den französischen Generalen an der Treppe, die zu dem Verdeck herauf führt, und er, wie alle übrigen waren unbedeckt, Bonaparte allein hatte den Hut auf.

Um 6 Uhr ward durch die Schiffsglocke ein Zeichen gegeben, daß die Tafel servirt sey. Jetzt ging er mit allen seinen Begleitern nach der Cajüte herab, und die Matrosen hatten die Artigkeit, den Zuschauern in den Booten auf einer Tafel mit Kreide geschrieben anzuzeigen, daß Bonaparte jetzt speise. — Personen vom Schiffe, die ihn haben speisen sehen, versichern, daß er, nach Matrosen-Ausdruck, ein gutes Paar Messer und Gabel spiele (mit gutem Appetit esse), aber nur wenig Wein trinke. Die Tafel mochte nicht viel länger als dreiviertel Stunden gedauert haben, als Bonaparte wieder auf dem Verdeck erschien und auf und ab spazierte, manchmal mit einem Kinde der Generalin Bertrand, die so wie eine andere französische Dame sehr geputzt auf dem Verdeck erschien. Er verweilte diesmal zu großem Wohlgefallen der Fremden, die ihn zu sehen herbeigekommen waren, bis zu Sonnenuntergang auf dem Verdeck. Am folgenden Morgen seegelte der Bellerophon nach Plymouth. Sobald er auf der

dortigen Rhede vor Anker gekommen war, mußten zwei Fregatten, der Eurotas und der Britte, sich zu beiden Seiten des Bellerophon, als Wachtschiffe, vor Anker legen und sechs Kanonenböte, jedes mit einem Lieutenant und acht Matrosen bemannt, mußten, Tag und Nacht, in der Entfernung von drittehalb hundert Schritten im Kreise um das Schiff herumrudern, um die Boote der Zuschauer zurückzuhalten. Innerhalb dieses Kreises durfte blos das Admirals-Boot ab- und zufahren. Bonaparte geht jetzt vielfältig allein auf dem Verdeck spazieren, und scheint in Gedanken vertieft. Die Generale erscheinen auf dem Verdeck nie anders, als in völliger reichgestickter Uniform. Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Plymouth hielt er sich ungewöhnlich lange auf dem Verdeck auf, und betrachtete vielfältig den Prospect von Mount-Edgecumbe, wahrscheinlich mit dem Wunsche des ehemaligen Anführers der spanischen Armada, der, von eben dieser Stelle aus, in der Ueberzeugung, daß seine Flotte England bezwingen

würde, ruhmredigerweise im Voraus sagte — Mount-Edgecumbe gehört mir zu! — Unter den Zuschauern befand sich auch der Admiral Sir Richard Strachan, und, in einem andern Boote, die Gemahlin des Capitain Maitland; als ihm seine Begleiter, die dies wahrscheinlich von den englischen Offizieren erfahren hatten, diese beiden Personen zeigten, grüßte er sie, eine nach der andern, durch Abnehmen des Hutes und freundliches Verneigen, blieb auch, als geschähe es um ihretwillen, eine volle Stunde lang auf dem Verdeck. Die Gemahlin des General Bertrand scheint vorzüglich besorgt, was aus Napoleon werden soll, und wo man ihn hinschaffen will! Sie hat wiederholt geäußert, er sey keinesweges so reich, als man ihn ausgeschrieen habe; eine Million Franken sey alles, was er besitze. Am 31. Julius hatte der Admiral Keith sich an Bord des Bellerophon begeben, und mit Bonaparte eine lange Unterredung gehabt. Nicht minder schmerzlich als diese Conferenz muß ihm der Anblick gewe-

sen seyn, daß gestern drei Transportschiffe mit verwundeten französischen Kriegsgefangenen, aus der Schlacht bei Waterloo, dicht neben dem Bellerophon vorüber segelten. Nach der dem Regenten eingelieferten namentlichen Liste aller bei Bonaparte befindlichen Personen, beläuft sich die Gesammtzahl derselben auf 49. Er selbst macht das Halbhundert voll. Außer den bereits früher genannten Personen gehören zu Bonaparte's Hofstaat: vier Kammerdiener und ein Garderobediener, sieben Livreebediente, zwei Haushofmeister, zwei Huissiers (Thürsteher im Innern des Pallastes), ein Conditor mit zwei Gehülfen, zwei Köche, ein Stubenheizer und Lampenanzünder. Beide Haushofmeister sind Italiener, so auch einer von den drei Kammerdienern und zwei von den 7 Livreebedienten. Savary und Montholon haben jeder einen Kammerdiener, Bertrand 1 Kammerdiener und 1 Livreebedienten; die Gräfin Bertrand hat 2, die Gräfin Montholon hat 1 Kammerjungfer. Nachstehende Offiziere von Bonaparte's Begleitung:

Gourgaud, Resigny, Schultz, Aume, Mescher, Pronovski, Rivière und Sainte Catherine, befinden sich nicht auf dem Bellerophon, sondern auf der Kriegsschaluppe Myrmidon.

Das Flaggenschiff des Admirals Cockbrun, der Northumberland, ist von Chatham nach Portsmouth abgesegelt, um allda seine Schiffs-Equipage zu completiren, und sich gehörig mit Lebensmitteln zu versehen, um Bonaparte nach St. Helena zu bringen. Dieses Linienschiff wird noch von zwei Fregatten und einer Kriegs-sloop begleitet, und zugleich das zweite Bataillon vom 53sten Regiment und ein Detaschement Artillerie mit eingeschifft werden, um Bonaparte's Person zu bewachen, denn die Insel selbst soll den Truppen der ostindischen Compagnie überlassen bleiben. Dem Gefangenen aber würde man im innern Hochlande einen Strich von 25 bis 30 Acres (zu 1 3/5 Magdeb. Morgen) einräumen. Sir Hudson Lowe, der mit einem beträchtlichen Gehalt zum Aufseher Bonaparte's bestellt worden ist, soll sich diese Ehre verbeten haben. Die gan-

ze Bedienung von Bonaparte wird aus sechs Personen bestehen. Er selbst wird zwei Offiziere und zwei Domestiken dazu auswählen können. Wie es heißt, so ist schon gestern Herr Bunbury, Unter-Sekretair beim Kriegs- und Kolonial-Departement, von hier abgereiset, um dem Ex-Kaiser diesen Beschluß der alliirten Mächte wegen seiner Einsperrung auf St. Helena zu überbringen. Man sagt, Bonaparte habe große Unzufriedenheit geäußert, als ihm angezeigt worden, daß er nur als ein kriegsgefangener General behandelt werden solle, und als er zuerst vernommen, daß er wahrscheinlich nach St. Helena würde transportirt werden, hat er an Lord Keith einen Brief mit sehr heftigen Einwendungen geschrieben. Da, nach den Gesetzen, bei wiederhergestelltem Frieden, kein Fremder als Staatsgefangener behandelt werden dürfte, sondern, der Habeas corpus-Acte zufolge, vor Gericht gestellt oder entlassen werden müßte, so glaubt man, daß die bleibende Verwahrung dieses Gefangenen auf

brittischem Gebiet durch eine Parlaments-Acte werde angeordnet werden. Seine Geräthschaften sind fast alle von Silber oder Gold; allein an baarem Gelde oder Wechseln soll er nur 2 bis 300,000 Pfund Sterling bei sich haben. Man wird ein Verzeichniß seines Eigenthums anfertigen. Es scheint sicher, daß das von ihm mitgenommene Geld und die Kostbarkeiten der französischen Regierung, als dem Könige oder dem Staate zugehörig, zurückgegeben werden soll. Der übrige Theil des Gefolges wird sogleich nach Frankreich gebracht werden; allein der Herzog von Rovigo, Bertrand und l'Allemand sollen, da sie namentlich in dem kürzlich erschienenen Decret Ludwig des achtzehnten angeführt sind, an die französische Regierung ausgeliefert werden.

London, vom 4. August.

Bonaparte, der sich bisher gelassen verhalten, will sich nun, wie man aus Plymouth schreibt, nicht lebendig von da wegführen lassen. Als man ihm sagte, daß wenn er sich um-

umbringen wolle, man ihn daran verhindern würde, so antwortete er, daß die Freunde, die er bei sich habe, ihm den Dienst, ihn zu tödten, erzeigen würden. Viele zweifeln jedoch, daß er gerade jetzt diese Courage haben sollte, da er bisher so ängstlich für seine Lebenserhaltung gewesen.

London, vom 14. August.

Lord Keith hatte den Auftrag, dem Ex-Kaiser die Ordre vorzulegen, die ihn auf St. Helena einkerkert. Sie war in englischer Sprache abgefaßt, und Napoleon forderte den Lord auf, ihm dieselbe zu übersetzen. Da ihm aber die Dolmetschung nicht deutlich genug war, so riß er jenem den Befehl aus der Hand, übergab denselben dem Lord Townbridge, der dabei stand, und sagte mit Heftigkeit: „Sie verstehen das Uebersetzen vielleicht besser." Nachdem er nun den Befehl vernommen, sagte er, nach einigem Besinnen: „Ich biete dem Prinzen Regenten das schönste Blatt seiner Geschichte dar. — Ich bin kein Herkules; aber lebendig bringt man mich

nicht vom Bellerophon. Meine Absicht war, mich in England niederzulassen; ich wünschte einen Aufenthalt 30 Meilen vom Meere entfernt. Man gebe mir einen Kommissair. Ich will mich hier naturalisiren lassen! ich weis wohl, daß dazu ein mehrjähriger Aufenthalt erforderlich ist; allein durch mein Verhalten will ich beweisen, daß ich es werth sey, ein Engländer zu werden, und dann will ich vielleicht mein Wort geben, mich nicht mehr um politische Geschäfte zu bekümmern. Wollen die Engländer mich nicht aufnehmen, so will ich zu meinem Schwiegervater oder zu Alexandern gehen. England könnte mich höchstens als einen Kriegsgefangenen behandeln, weil die dreifarbige Fahne, als ich mich ergab, noch zu Bordeaux, Nismes &c. wehte. Nie werde ich darein willigen, nach St. Helena zu gehen, weil das Klima mir zuwider ist, und ich gewohnt bin, meiner Gesundheit wegen, täglich 20 Meilen Weges zu machen. Zwingt man mich, dort hinzugehen, so sterbe ich, ehe 3 Monate verlaufen. Ich hätte in

Frankreich noch einen langen Partheigänger-krieg führen können." — Auch wollte er sich nicht lebendig vom Bellerophon bringen lassen, machte jedoch nachher nicht die geringsten Umstände. Einige werfen hier die alte Frage wieder auf, was besser sey, ein todter Löwe, oder ein lebendiger Esel, und meinen, Bonaparte habe jetzt nur noch zwischen einem todten und einem lebendigen Esel zu wählen, wobei es denn wohl einleuchtet, daß ein lebendiger Esel doch immer besser, als ein todter sey. Man führt viele seiner Reden und Antworten auf, die er, während er an den englischen Küsten war, gegen verschiedene Personen von sich gab, vielleicht sind nicht einmal alle wahr, allein wenn sie es auch sind, so geschieht ihm wohl zu viel Ehre, wenn man seine oft kläglichen Aeußerungen alle nachschreibt. Darin hatte er wohl recht, daß er auf die Frage, warum er von Elba nach Frankreich ging, sagte: Man hatte mich ja zum Souverain gemacht, als solcher konnte ich, wenn es mir beliebte, den König von

Frankreich bekriegen, ich that es, und habe ihn mit 1000 Mann aus dem Lande gejagt.

Der Oberst des englischen für St. Helena bestimmten Regiments, Abercrombie, wurde lange auf Bonaparte's Befehl zu Verdün gefangen gehalten.

Eine unserer Zeitungen bemerkt, daß Bonaparte lebenslang mit Insel-Regierungen zu thun gehabt. Auf einer Insel ward er geboren; fast 20 Jahre bemühte er sich, eine andere Insel zu Grunde zu richten; er wurde Souverain einer dritten, und entfloh von derselben, um auf einer vierten wahrscheinlich seine Tage zu beschließen.

Unter den Ursachen, die Bonaparte vormals angab, um seine Rückkehr von Elba zu rechtfertigen, war bekanntlich auch die, daß man ihn nach St. Helena habe abführen wollen.

Da es auf der Insel St. Helena an zahmen Vieh fehlt, so ist dem Bonaparte erlaubt worden, auf dem Northumberland 200 englische Schaafe mitzunehmen, theils zur

Nahrung für ihn und seine Begleiter, und theils für die Pachtung, die er dort anzulegen beschlossen hat; indem er erklärte, sein ganzer Ehrgeiz solle in Zukunft nur darin bestehen, auf St. Helena nur wie ein englischer Pachter zu leben.

Napoleons Reichthümer sollen von Havre aus auf einem amerikanischen Schiffe nach Neu-England geschickt seyn; englische Zeitungen wollen sogar wissen, daß man in den vom Exkaiser zerrissenen und ins Meer geworfenen Papieren mehrere Nachweisungen über sein Vermögen gefunden habe. — Als er nach Elba gebracht wurde, sagte er: „Wenn die Rechnung gezogen ist, so gewinne ich doch. Ich fing mit 6 Francs in der Tasche an, und höre reich auf." Das wird er auch jetzt sagen können.

Schreiben des Kriegsministers Lord Bathurst an die Lords der Admiralität.

Downingstreet, den 30. Juli 1815.

Mylords! Ich wünsche, daß Ew. Herrlichkeiten die Gewogenheit haben, und dem

Contre-Admiral Sir George Cockburn eine Abschrift beyliegenden Memoirs mittheilen mögen, die ihm zur Instruction dienen soll, um sein Verhalten, während der General Bonaparte unter seiner Aufsicht bleibt, zu leiten.

Indem der Prinz Regent Englischen Officiers eine so wichtige Sendung überträgt, fühlt er, daß es unnöthig sey, ihnen sein lebhaftes Verlangen zu erkennen zu geben, daß man in Ansehung des Haftes keine größere Strenge anwende, als die, welche für nothwendig gefunden wird, um die Pflichten getreu zu erfüllen, die der Admiral sowohl als der Gouverneur von St. Helena nie aus den Augen verlieren dürfen, nämlich die vollkommene sichere Aufbewahrung der Person des Generals Buonaparte.

Alles, was, ohne diesem großen Gegenstande zu widerstreiten, als Nachsicht verstattet werden kann, wird, wie Se. Königl. Hoheit nicht zweifeln, auch ohne Schwierigkeit dem General bewilligt werden. Der Prinz

Regent verläßt sich ferner auf den wohl bekannten Eifer und den entschlossenen Character des Sir George Cockburn, daß sich derselbe nicht verleiten lassen wird, unvorsichtiger Weise von der Beobachtung seiner Pflicht abzuweichen.

Bathurst.

Memoire.

Wenn der General Buonaparte den Bellerophon verläßt, um sich auf den Northumberland zu begeben, so wird dies für den Admiral Cockburn der schicklichste Augenblick seyn, die Effecten, welche der General mit sich genommen haben möchte, untersuchen zu lassen.

Der Admiral wird verstatten, daß alle Bagage, Wein und Lebensmittel, die der General mitgebracht haben wird, an Bord des Northumberland genommen werden.

Unter Bagage ist auch sein Tafel-Service zu verstehen, wofern es nicht so bedeutend ist, daß man es eher als einen Artikel, der

in baares Geld verwandelt, als der zum Gebrauch bestimmt ist, ansehen kann.

Sein Geld, seine Diamanten und seine verkaufsfähigen Effecten (also auch Wechsel), von welcher Art sie auch seyn mögen, müssen ausgeliefert werden. Der Admiral wird dem General erklären, daß die Großbrittanische Regierung keineswegs beabsichtigt, sein Eigenthum einzuziehen, sondern bloß die Verwaltung seiner Effecten übernehmen will, um ihn zu hindern, sie als Mittel zu gebrauchen, seine Flucht zu befördern.

Die Untersuchung soll in Gegenwart einer von Buonaparte bestellten Person geschehen; das Verzeichniß der zurückbehaltenen Sachen soll von dieser Person, so wie von dem Contre-Admiral, oder von demjenigen, dem er die Anfertigung des Verzeichnisses übertragen, unterzeichnet werden.

Die Zinsen oder das Capital (je nachdem der Werth seines Eigenthums mehr oder weniger beträchtlich ist) soll zu seinem Unterhalt verwendet, und in dieser Rücksicht

ihm die Hauptverfügung darüber gelassen werden.

Deswegen kann er von Zeit zu Zeit seine Wünsche dem Admiral, bis zur Ankunft des neuen Gouvernements von St. Helena, und in der Folge diesem anzeigen; und wenn gegen seine Vorschläge sonst nichts einzuwenden ist, kann der Admiral oder Gouverneur die nöthigen Befehle geben, und die Ausgabe durch Tratten auf den Schatz Sr. Maj. bezahlt werden.

Auf den Todesfall kann er durch einen letzten Willen über sein Eigenthum verfügen, und versichert seyn, daß der Inhalt seines Testaments treulich werde erfüllt werden.

Da versucht werden könnte, einen Theil seines Eigenthums für Eigenthum der Personen seines Gefolges auszugeben, so muß man erklären, daß das Eigenthum derer, die ihn begleiten, gleicher Einrichtung unterworfen ist.

Die Verfügung über die zu seiner Bewachung bestimmten Truppen muß dem Gou-

verneur überlassen bleiben; dieser aber hat Anweisung erhalten, sich in dem Fall, von dem hernach die Rede seyn wird, nach Verlangen des Admirals zu richten.

Der General muß stets von einem durch den Admiral, oder, wenn der Fall eintritt, von dem Gouverneur bestellten Officier begleitet seyn. Erlaubt man dem General aus dem Bezirk zu gehen, wo die Schildwachen ausgestellt sind, so muß wenigstens eine Ordonnanz den Offizier begleiten.

Wenn Schiffe ankommen, und so lange sie im Gesichte sind, bleibt der General auf den Umkreis, in welchem die Schildwachen ausgestellt werden, beschränkt. *) Während dieser Zeit ist jede Gemeinschaft mit den Einwohnern untersagt. Seine Begleiter nach St. Helena sind in dieser Zeit denselben Regeln unterworfen und müssen bey ihm blei-

---

*) Die Ostindienfahrer, die gewöhnlich nur St. Helena besuchen, erscheinen meistentheils Flottenweise zu bestimmten Jahreszeiten, sowohl auf der Hin- als Herreise.

ben. Für andere Zeiten ist es dem Ermessen des Admirals oder Gouverneurs überlassen, auch in Ansehung ihrer die erforderlichen Anordnungen zu machen.

Man muß dem General anzeigen, daß, wenn er einen Versuch zu entfliehen macht, er alsdann enge eingesperrt werden soll; und seinen Begleitern muß man bedeuten, daß, wenn man merkt, daß sie Ränke anspinnen, um die Flucht des Generals einzuleiten, sie von ihm getrennt und enge eingesperrt werden sollen.

Alle an den General oder an Personen seines Gefolges gerichtete Briefe, werden dem Admiral oder Gouverneur eingehändigt, und dieser lieset sie, ehe er sie an ihre Aufschrift gelangen läßt. Gleicher Regel sind die vom General oder seinem Gefolge geschriebenen Briefe unterworfen.

Kein Brief, der nicht durch den Staatssecretair nach St. Helena gelangt, darf dem General oder seinem Gefolge mitgetheilt werden, wenn er von jemand geschrieben ist, der

nicht auf der Insel wohnt. Alle ihre, an Personen, die nicht auf der Insel wohnen, gerichtete Briefe müssen unter der Aufschrift des Staatssecretairs gehen.

Man wird dem General deutlich erklären, daß der Gouverneur und Admiral bestimmte Befehle haben, dem Gouvernement Sr. Majestät alle Wünsche und Vorstellungen, die der General an dasselbe gelangen lassen möchte, zukommen zu lassen; in dieser Rücksicht brauchen sie gar keine Vorsicht zu beobachten. Allein das Papier, auf welchem eine solche Forderung oder Vorstellung geschrieben ist, muß ihnen offen mitgetheilt werden, damit sie beyde es lesen und es beym Uebersenden mit den Bemerkungen, die sie nöthig finden, begleiten können.

Bis zur Ankunft des neuen Gouverneurs muß der Admiral als völlig verantwortlich für die Person des Generals Buonaparte angesehen werden, und das Gouvernement Sr. Majestät zweifelt nicht an der Geneigtheit

des gegenwärtigen Gouverneurs, deshalb mit dem Admiral gemeine Sache zu machen.

Der Admiral wird bevollmächtigt, den General an Bord des Schiffs zu behalten oder ihn wieder einzuschiffen, wenn, seiner Meinung nach, auf keine andere Weise für die Sicherung seiner Person Bürgschaft geleistet werden könnte.

Wenn der Admiral auf St. Helena ankommt, so wird, auf seine Vorstellungen der Gouverneur Maaßregeln treffen, solche Officiere oder andere Personen in den Militair-Corps von St. Helena, die der Admiral — weil sie Fremde sind oder ihres Charakters oder ihrer Stimmung wegen — vom Militairdienst in St. Helena zu entlassen für rathsam findet, auf der Stelle nach England, nach dem Vorgebirge oder nach Ostindien, wie die Umstände es mit sich bringen, zu schicken.

Wenn auf der Insel sich Fremdlinge befinden, deren Aufenthalt in diesem Lande die Absicht zu haben scheint, Werkzeuge der Flucht

des Generals Bonaparte zu werden, so muß er Anstalt zu ihrer Entfernung treffen.

Die ganze Küste der Insel, und alle Schiffe und Boote, die sie besuchen, werden unter die Aufsicht des Admirals gestellt. Er bestimmt die Stellen, welche die Boote besuchen dürfen, und der Gouverneur wird eine hinlängliche Wache auf die Puncte senden, wo der Admiral diese Vorsichtsmaaßregel für nöthig erachtet.

Der Admiral wird die kräftigsten Maaßregeln ergreiffen, um über die Ankunft und Abfahrt jedes Schiffes zu wachen, und jede andere, als von ihm genehmigte Gemeinschaft mit der Küste zu hindern. Man wird einen Befehl erlassen, um zu hindern, daß nach einer gewissen nöthigen Frist kein fremdes oder Handlungsschiff ferner nach der Insel St. Helena gehe.

Sollte der General von einer ernstlichen Krankheit befallen werden, so werden der Admiral und der Gouverneur jeder einen Arzt, der ihr Vertrauen genießt, ernennen, um den

General in Gemeinschaft mit seinem eigenen Arzt zu besorgen; sie werden denselben strengen Befehl geben, alle Tage von dem Zustande seiner Gesundheit Bericht zu erstatten.

Im Fall seines Todes wird der Admiral Befehl geben, daß seine Leiche nach England gebracht werde.

Gegeben im Kriegs-Departement den 30sten Julii 1815.

Die hiesigen Zeitungen enthalten folgende Protestation Bonaparte's gegen seine Transportation nach St. Helena, und verbürgen sich für deren Authenticität.

Protestation.

Ich protestire feyerlich im Angesicht des Himmels und der Menschen gegen die Verletzung meiner heiligen Rechte, durch die gewaltsame Disposition, über meine Person und über meine Freiheit. Ich kam freywillig an Bord des Bellerophon. Ich bin nicht der Gefangene Englands, sondern dessen Gast.

Einmal am Bord des Bellerophon mich niederlassend, war ich unmittelbar zur Gastfreundschaft Englands berechtigt. Wenn die Regierung, indem sie den Capitain des Bellerophon Befehl gab, mich und mein Gefolge aufzunehmen, bloß die Absicht hatte, eine Schlinge für mich zu legen, so hat sie ihre Ehre verwirkt und ihre Flagge befleckt. Wenn dieser Act vollendet wird, so wird es vergebens seyn, daß die Engländer gegen Europa von ihrer Loyalität, von ihren Gesetzen und von ihrer Freiheit reden. Die Treue und Glauben werden durch die Hospitalität des Bellerophon vernichtet seyn. Ich appellire daher an die Geschichte; sie wird sagen, daß ein Feind, welcher 20 Jahre gegen das Englische Volk Krieg führte, in seinem Unglücke freywillig eine Freystatt unter dessen Gesetzen suchte. Welchen treffendern Beweis konnte er von seiner Achtung und von seinem Vertrauen geben? Aber wie erwiederte man dies in England? Sie prätendirten, diesem Feinde ein gastfreundliches Land darzubieten, und als

er sich voll Vertrauen ihnen überliefert hatte, opferten sie ihn auf.

Am Bord des Belerophon auf der See, den 4ten August 1815.

Napoleon.

London, den 22. August.

Zu der zwischen Bonaparte und Lord Lowther statt gehabten Unterredung, liefern unsre Blätter noch folgenden Nachtrag: Bonaparte sagte, während er gegen seine Verhaftung Vorstellungen machte: „Sie kennen meinen Charakter nicht. Sie hätten meinem Ehrenwort trauen sollen." Einer von den Herren fragte: Soll ich ihnen die reine Wahrheit sagen? Bonaparte: Sagen Sie. — Ich muß Ihnen bekennen, daß seit der Spanischen Invasion kein Engländer Ihren feyerlichsten Versprechen glauben konnte. B. Ich wurde von Carl IV. nach Spanien gerufen, um ihm wider seinen Sohn beyzustehen. — Nein, nach meiner Meinung, den König Joseph auf den Thron zu setzen. B. Ich hatte

ein großes politisches System. Es war nöthig gegen ihre ungeheure Macht zur See eine Gegenmacht zu errichten; und überdies war es schon von den Bourbons geschehen. — Man muß aber dennoch gestehen, General, daß Frankreich unter Ihrem Scepter mehr zu fürchten war, als während der letzten Jahre von Ludwigs XIV. Regierung. Es war auch vergrößert ꝛc. B. England seinerseits ist mächtiger geworden. — Hier bezog er sich auf unsere Kolonien, und vorzüglich auf unsere Acquisitionen in Indien. — Viele gut unterrichtete Männer sind der Meinung, daß England mehr verliert, als gewinnt, durch den Besitz dieses zu großen und entfernten Reichs. B. Ich wünschte Spanien wieder zu beleben, und Vieles von dem zu thun, was die Cortes hernach versuchten. — Als man ihn an die Art und Weise erinnerte, wie er von der Spanischen Krone Besitz genommen, antwortete er nicht darauf, sondern fing wieder an von seiner Verhaftung zu reden, und schloß damit: „Nun, ich

habe mich getäuscht, indem ich mich auf Eure Großmuth verlassen." Von Herrn Fox sagte er: er hätte ihn gekannt und in den Tuilerien gesehen. „Er hatte nicht Eure Vorurtheile." — Herr Fox, General, war ein eifriger Patriot in Hinsicht auf sein Land, und überdies ein Weltbürger. B. Er wünschte aufrichtig den Frieden, und ich wünschte ihn auch. Sein Tod hinderte den Abschluß des Friedens (1806). Die andern waren nicht aufrichtig. „Ich will nicht gerade behaupten, äußerte Bonaparte einmal, daß ich während des zwanzigjährigen Kriegs nicht den Entwurf gemacht, England zu Grunde zu richten." Doch, als wenn er sich mehr gesagt zu haben fühlte, als Klugheit verstattete, fuhr er fort: „das heißt, Ihre Macht zu schwächen; ich wünschte sie zu zwingen, gerecht, oder doch wenigstens minder ungerecht zu seyn." — Während der ganzen Unterredung, die über anderthalb Stunden dauerte, schien Bonaparte nie außer Fassung zu kommen, oder in irgend einem Grade gegen den

Anstand zu handeln, oder Gemüthsbewegungen zu verrathen. Sein Ausdruck war oft stark, aber immer mit Ruhe gesprochen, seine Stimme nie erhoben, seine Miene gelassen, und er gestikulirte weniger als sonst Franzosen oder Italiener zu thun pflegen. Kurz, in seinem ganzen Ansehn und Betragen, verrieth sich keine Spur von Niedergeschlagenheit. Er schien völlig gesammelt und sprach mit gleicher Ruhe und Freimüthigkeit über Kleinigkeiten, wie über wichtige politische mit seiner Geschichte in Beziehung stehende Fragen, und über Punkte, die auf seine gegenwärtige Lage besonders Bezug hatten. Eine frühere Nachricht, daß er sich zum Nachtheil der Bourbons erklärt, und gesagt habe: die Herzogin von Angouleme sey bey ihnen der einzige Mann, wird widerrufen. — Lord Lowther soll von einer hohen Person einen besondern Auftrag an den Exkaiser gehabt haben.

London, den 25. August.

In einer Generalversammlung der Directoren der ostindischen Compagnie ist Sir Hud-

son Lowe zum Gouverneur von St Helena ernannt worden.

Admiral Cockburn ist, wie es heißt, zum Gouverneur St. Helena für den Fall ernannt wenn der General-Major Lowe sterben oder seine Demission geben sollte.

Nach unsern Zeitungen geht der General-Major von Rödlich, der sich um die Einrichtung der Feldlazarethe sehr verdient gemacht, als Commissarius von Seiten Preußens nach der Insel St. Helena, und General Tettenborn von Seiten Rußlands.

Der Marquis von Montchenu, wird sich, wie es heißt, als Königl. Französ. Commissair nach St. Helena begeben.

Von östreichischer Seite soll der Baron von Stürmer, ehemaliger K. K. Gesandter bei der hohen Pforte, zum Commissair nach St. Helena ernannt sein.

Das Linienschiff Bellerophon ist nach Portsmouth zurückgekehrt. Am Bord desselben befindet sich Mr. Mingault, vormaliger Wundarzt Bonaparte's, und Mr. Tascher de la Pagerie, ein

Neffe Josephinens, nebst 14 Domestiken. Alle diese Leute sind am Sonnabend Abend in dem Schiffe Martial nach Havre de Grace abgesegelt. Der Hauptmann Mitrowsky, ein Pohle von Geburt, welcher Bonaparten seine Ernennung zum Hauptmann als gemeiner Soldat verdankt, und inständig bat, denselben nach St. Helena begleiten zu dürfen, hat von der hiesigen Regierung jetzt diese Erlaubniß erhalten und wird mit dem ersten Schiffe dahin abgesandt werden.

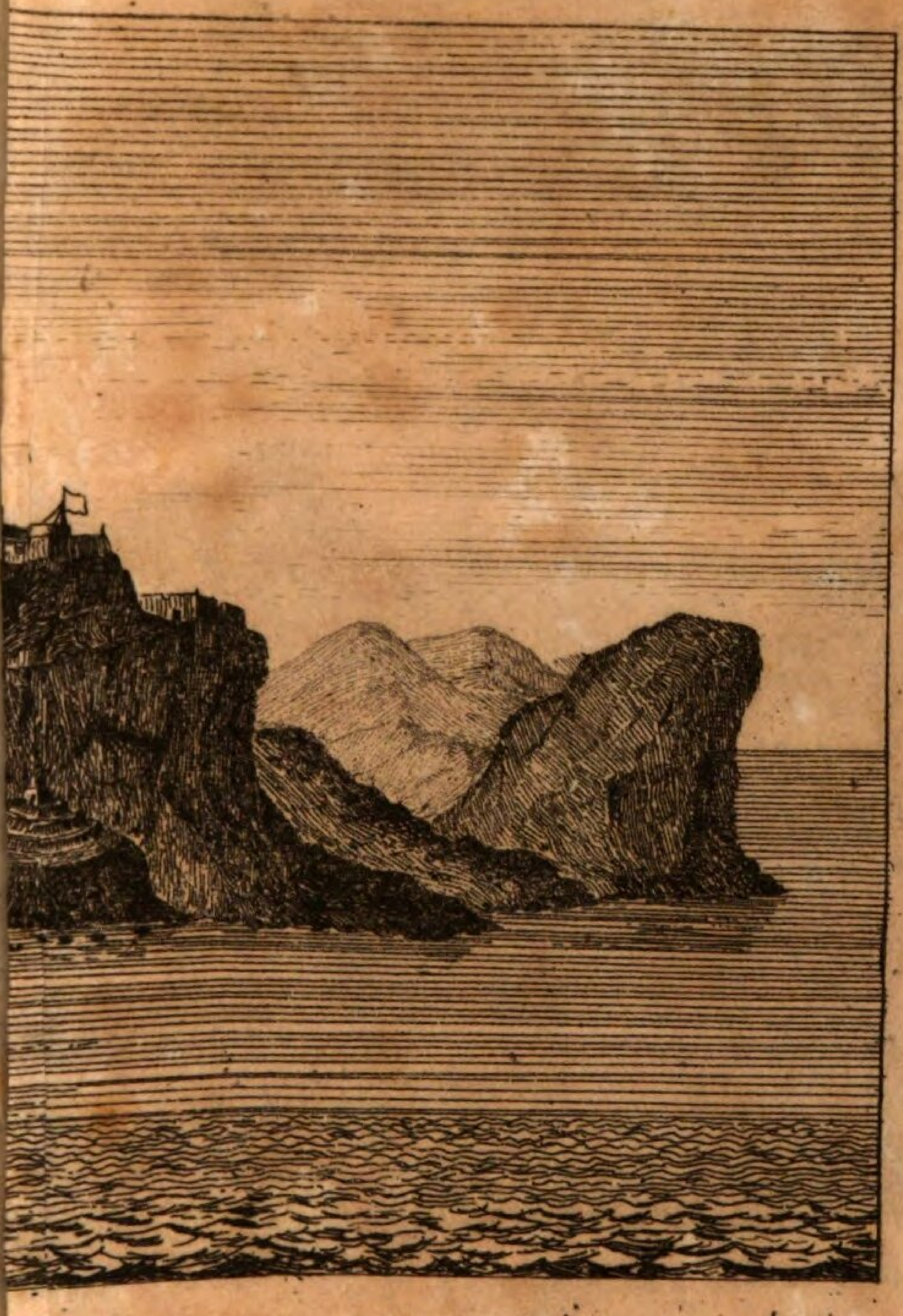
Ein Schreiben in der Morgen-Chronik behauptet, daß Bonaparte von St. Helena mit der größten Leichtigkeit würde entfliehen können, denn bei günstiger Witterung sey das Meer dort so ruhig, daß ein Boot sicher Meilen weit in See gehen könne. Bonaparte werde daher leicht auf ein in See auf ihn wartendes amerikanisches Schiff gelangen können. Geschähe dies wirklich, so würden die weisen Herren der Admiralität nicht unterlassen, zu versichern: niemand habe dergleichen vorher sehen können; das Volk aber wie-

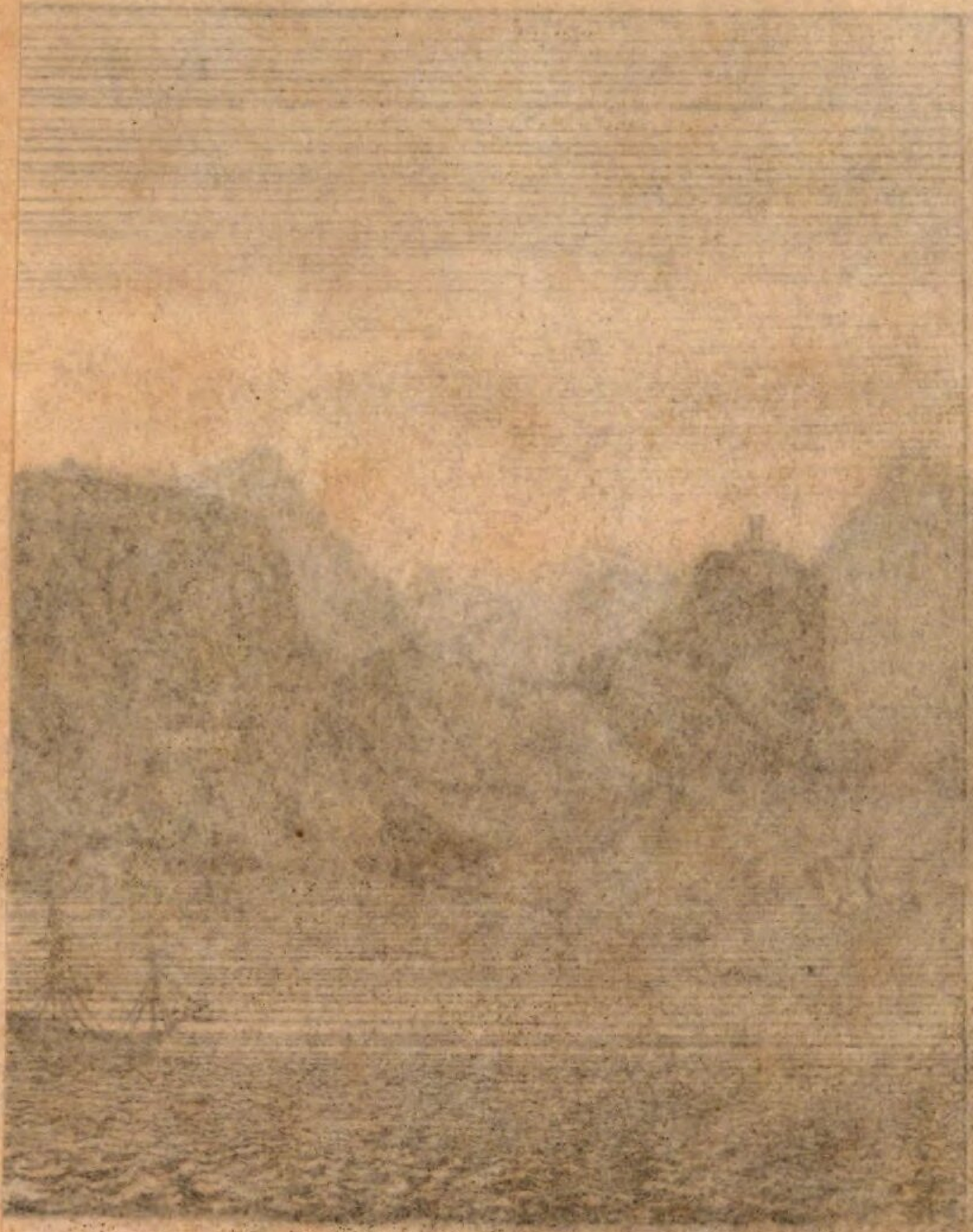
der 100 Millionen zur Führung eines einzigen Feldzuges aufbringen müssen.

Eine Person, (sagt die Englische Zeitung the Times) die alle Achtung verdient, soll von der Insel Portsea aus, ehe der Northumberland absegelte, an Bord dieses Schiffes eine Anzahl religiöser Bücher und Schriften als Geschenk für Napoleon Bonaparte gesandt haben, begleitet mit einer passenden Stelle aus dem neuen Testament und einem langen ernsten Briefe, worin ihm empfohlen wird, die heilige Schrift zu studieren und sein übriges Leben der Religion und Frömmigkeit zu widmen. Der Brief des wohlmeinenden Engländers, welchen gewiß die halbe Welt gern unterschreibt, begann folgendermaßen:

Französischer Hund!

Ich liebe dich nicht, wenn du gleich über die Franzosen alles Leid gebracht hast, aber du bist doch mein Bruder in Jesu Christo!





Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Des neuen Robinson's von St. Helena letzte Abentheuer zu Land und zu Wasser

S.l. 1816

Gall.rev. 0 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10420153-6